



25. Juli 1922

## JULIUS KALISKI · DIE MAHNUNG DER TOTEN

**A**LS Opfer des Glaubens an die erlösende Kraft der Revolverkugel oder der Handgranate fiel eine Reihe der Besten des deutschen Landes: angefangen mit Eisner über Haase, Gareis, Paasche, Erzberger bis zu Rathenau. Die Anbetung der Gewalttätigkeit, die während des Krieges den höchsten Grad erreicht zu haben schien, ist in den Jahren, die dem Friedensschluß folgten, in Deutschland immer intensiver kultiviert worden, bis schließlich die Idee der Macht in der Vorstellungswelt vieler Gehirne mit Willkür und Mord identisch wurde. Mit der unendlichen Fülle der "Proteste" gegen alles, was uns bedrückte und störte, begann sich jener Geisteszustand zu entwickeln, der die Quelle jedes Übels, aber auch die Möglichkeit jeder Besserung stets nur in den Absichten und Taten der anderen sucht. Die anderen wurden aus diesen primitivsten Regungen je nachdem als Schutzgötter angerufen oder als Teufelskräfte dem Haß preisgegeben. So gestaltete sich Inhalt und Form unserer Außenpolitik, die das Wohlwollen Englands zu gewinnen suchte, indem sie eine Hetze gegen Frankreich duldete, die alle nationalistischen Leidenschaften wachrief. Aus dieser Einstellung unserer Außenpolitik erstand die Verwirrung unseres innenpolitischen Lebens mit all seinen Unsinnigkeiten und Schrecken, mit der Verbitterung und Verblendung, die in organisiertem Mord und Totschlag den Weg der Wiederauferstehung der Nation erblickt. Während der Friedensverhandlungen erkannte man nicht, daß die Gestaltung jedes Vertrags entscheidend durch das beeinflußt werden konnte, was das deutsche Volk selbst zu leisten und zu tun entschlossen war. Man hoffte auf die britische Protektion und vermied jede direkte Verständigung mit Frankreich, um dann über das Ergebnis des Vertrags zu erschrecken. Dem deutschen Volk, das im November 1918 ganz ehrlich zur Wiedergutmachung des Zerstörten bereit gewesen war und diese Bereitwilligkeit in einer überwältigenden Mehrheit des Vertrauens zur Regierung Ebert-Haase ausgedrückt hatte, wurde nach und nach die Überzeugung beigebracht, daß es überhaupt nichts wiedergutzumachen gäbe, und daß nur der "haßerfüllte" Gegner Frankreich uns vernichten wolle. Es wurde ihm verschwiegen, oder man machte es vergessen, daß Frankreich selbst durch den Krieg in große Not geraten ist, und daß es schließlich nur einen Teil der Kriegszerstörung wieder gutgemacht haben will, den notdürftigsten, ohne den es überhaupt gar nicht an einen innern Wiederaufbau denken kann. Das, was bloße Wiedergutmachung ist, wurde für die deutsche Öffentlichkeit zuerst in "Kriegsentschädigung", dann in "Kontribution" umgewandelt. Und

alles das ging ausschließlich gegen Frankreich, während man England umschmeichelte und das deutsche Volk geflissentlich übersehen ließ, was England ihm schon genommen hatte, bevor von Reparationsleistungen Deutschlands überhaupt nur die Rede war. So glaubte man Politik treiben zu können. Man erreichte aber das Gegenteil. Das deutsche Volk wurde aufs schwerste geschädigt, seine Lage wurde immer verzweifelter, je tiefer es in diese Sackgasse geriet.

Was dieser Politik die ungeheure Wirkung gab, war, daß gerade "demokratische" Blätter den Chor dieser proenglischen Frankreichhetzer führten und dadurch den Riß zwischen den beiden Völkern, der sich im November 1918 zu schließen schien, immer größer und klaffender machten. Es war wohl die falsche Spekulation, daß man durch solche nationalistische Hetze den Rechtsbolschewisten den "Wind aus den Segeln" nehme. Aber diese Spekulation war, wie es nicht anders sein konnte, falsch. Im Gegenteil, gerade dadurch wurden die Segel der Gruppen, die man stillen wollte, mit Wind gefüllt. Und nun kann man sich ihrer nicht erwehren. Eine ungeheure Blutschuld lastet auf dieser Kurzsichtigkeit der deutschen Linken. Jetzt, nachdem man nach der Ermordung Rathenaus schauernd erkennt, wie weit wir gekommen sind, versucht man, schüchtern noch, aber schon erkennbar, wieder einmal den eigentlichen Grund woanders hin zu verlegen. Wieder einmal wird zuerst ein Teil der Schuld auf Frankreich abgewälzt, gegen das die Anklage erhoben wird durch seine Forderungen das Chaos in Deutschland hervorgerufen zu haben und durch das Festhalten an den Wiedergutmachungsbedingungen Ruhe und Gesundung der deutschen Verhältnisse zu unterbinden.

Die Opfer des Wahnsinns der politischen Morde können nicht mehr zum Leben wiedererweckt werden. Mit der strafrechtlichen Verfolgung der Täter allein kann das Blut der Ermordeten nicht gesühnt sein. Aus ihm muß die Heilung der Wunden werden, die die Nation sich selbst geschlagen hat. Nicht neuer Haß kann uns helfen, sondern nur die Vereinigung aller Glieder des Volks, die dem Volksganzen wirklich dienen wollen (mögen sie, wenn man schon an veralteter Terminologie festhalten will, als "links" oder "rechts" bezeichnet werden), zu gemeinsamer Arbeit. Wir müssen beginnen, was wir bisher verabsäumt haben, und was die Ermordeten uns zurufen: eine Politik des ehrlichen Wiederaufbaus im Innern und Äußern, eine Politik der vollen Entfaltung unserer Produktivkräfte, der geistigen Erneuerung, damit eine Politik des Zusammenschlusses des europäischen Festlands und insbesondere der deutsch-französischen Verständigung. Der erste der Ermordeten war Eisner. Eisner war zugleich derjenige, der am tiefsten von der Notwendigkeit einer Versöhnung Frankreichs mit Deutschland durchdrungen war. Und diesem ersten Opfer folgten dann die anderen, die, ob bewußt oder unbewußt, auf solche Versöhnung hinarbeiteten. Es wäre eine Entstellung des wahren Sachverhalts, wollte man sagen, sie hätten die Mittel angewandt und wären die Wege gegangen, die allein zu dem Ziel führen können, das Deutschland um seiner selbst willen erstreben muß, will es nicht der Auflösung anheimfallen. Sie haben wohl die Rettung durch Versöhnung gewollt. Daß aber daraus *das* wurde, was dann geschah, dieses Verhängnis kam uns daher, daß sie die wirklichen Notwendigkeiten nicht erfüllten. Um so lauter und dringlicher ist nun, nach ihre n Tod, die Mahnung, der sie im Leben selber kaum genügten: den richtigen Weg und den

Weg bis zum Ende zu gehen. »Die rettende Tat ist nichts, wenn sie nicht Teil eines Ganzen ist.« Es ist Zeit, daß man sich dieses Wort Bismarcks in die Erinnerung zurückruft. Das Ganze muß gewollt werden, und der Verzicht auf einen Teil dieses Ganzen, wie wichtig er im Augenblick auch scheinen mag, ist die Sünde am Werk, die sich bitter rächen muß und noch immer gerächt hat. Rathenau schloß das Wiesbadener Abkommen. Das ist ein dauerndes Verdienst, und gerade das hat ihm den meisten Haß eingetragen. Aber diese Tat blieb unvollendet, sie wurde von ihm und von anderen durchkreuzt, sie blieb ohne die Auswirkung, die sie hätte haben können und müssen, wenn sie konsequent durchgeführt worden wäre. Die Bemühungen Frankreichs um direkte Verhandlungen mit Deutschland vor der Konferenz von Genua blieben unbeantwortet, der traurige Wahn, der gerade die umging, deren Vorstellungswelt der politische Mord entstieg, warf immer wieder seine Schatten auf die Bestimmung der deutschen Außenpolitik. Aber war es ein Wunder, daß die Tat, die gut und verdienstvoll war, Rathenau den Haß zuzog, nachdem gerade durch die Presse der Linken der Boden so präpariert war?

Gerade in den letzten Junitagen dieses Jahres veröffentlichten die Blätter den Poincaréschen Plan des Aufbaus Frankreichs mit Hilfe deutscher Arbeiter und Arbeiten. Der französische Minister der öffentlichen Arbeiten Le Trocquer, der bereits dem Kabinett Briand angehört hatte, teilte der Öffentlichkeit das Programm mit, das Poincaré der Reparationskommission unterbreitete. Es umfaßte den Bau mehrerer neuer Eisenbahnlinien, die Errichtung mehrerer Werke zur Ausnutzung der Wasserkräfte und zur Stromerzeugung, die Ausführung großer elektrischer Verkehrslinien, Hafenarbeiten bei einer ganzen Reihe von Seestädten, Ausbau der Binnenschifffahrt; sogar an den Bau des Tunnels unter dem Kanal war gedacht worden. Eine von den verschiedenen Ministerien gemeinsam gebildete Kommission, die beauftragt war Einzelheiten dieses Programms auszuarbeiten, empfahl folgende Arbeiten als besonders wichtig: 1. die Regulierung des Rhone und die Anwendung seiner Kraft sowohl für elektrische Zwecke als auch für die Schifffahrt, 2. die Ausnutzung aller Wasserkräfte der Truyère und der Dordogne, 3. den Bau des Kanals Saar-Mosel-Meuse, 4. den Bau des Kanals Meuse-Schelde. Nach dem französischen Wunsch soll die Ausführung dieser geplanten Arbeiten durch Deutschland unabhängig von dem Wiesbadener Abkommen erfolgen. Allein die Zahl der deutschen Arbeiter, die 10 Jahre hindurch im Rhonetal beschäftigt werden könnten, wird auf 10 000 Menschen geschätzt. Sieht dieses Programm einem Willen nach Vernichtung Deutschlands ähnlich? Gibt es einen ernsten und urteilsfähigen Mann, der diese Behauptung wagen dürfte? Das Programm ist aus harten Nöten Frankreichs geboren und aus der Erkenntnis, daß die Mobilisierung deutscher Kraft der einzig mögliche Weg für Frankreich ist auch seine Kräfte zu entfalten und seine Existenz zu behaupten. Dieses Programm ist nicht heute und gestern entstanden, es erschien sofort nach dem Waffenstillstand und ist von französischer Seite immer wieder verkündet worden. Bei einigem guten Willen wird man sich bei uns erinnern, daß Clemenceau die Verwendung deutscher Arbeiter für den Wiederaufbau Nordfrankreichs vorgeschlagen hatte. Darauf glaubte man erwidern zu sollen, daß wir deutsche Arbeiter nicht in die Sklaverei Frankreichs schicken werden. Wer aber hat in Frankreich an Sklavenarbeit, an Zwangsausmusterung gedacht? Wo ist

sie gefordert worden? Aber im deutschen<sup>2</sup> Volk nistete sich, genährt durch demokratische Blätter, der Glaube ein: Frankreich will uns versklaven, England aber will uns glücklich machen. Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten kannte man nur dies, schrieb man nur dies, sagte man nur dies. Rechtsgerichtete Publizisten, die während des Krieges große Bücher über die Weltpolitik Englands geschrieben hatten und damals nicht müde wurden darzustellen, daß der Zusammenbruch Deutschlands und Rußlands Ziel des britischen Imperiums ist, sehnten nun förmlich das englische Protektorat herbei, um gleichzeitig unversöhnliche Kampf Stimmung gegen Frankreich zu predigen. Von den anglophilen Linkspublizisten ganz zu schweigen. Wer es vergessen hat, sollte die Mühe nicht scheuen die Jahrgänge der deutschen Zeitungen von 1918 bis 1921 durchzusehen und das Gedächtnis dafür aufzufrischen, wie sehr gegen die Wiedergutmachung durch deutsche Sachleistungen angekämpft wurde. Ein sehr radikales Blatt überschlug sich an Heftigkeit in dieser Ablehnung deutscher Sachleistungen, indem es den Satz fand, daß Deutschland nicht wünsche in das französische Panama einbezogen zu werden. Nur wiederholtes Bemühen Frankreichs führte zu dem Wiesbadener Abkommen nach dem Projekt Seydoux.

Was hat die deutsche Politik getan, um die Wiedergutmachung nach den Wünschen des deutschen Volks, nach den Interessen der deutschen Wirtschaft zu formen? Vergebens wird man danach suchen. Gewiß wurde immer wieder versichert, daß wir alles tun wollten, bis zur Erschöpfung unserer Kräfte. Aber man versäumte es klipp und klar zu sagen, wie weit denn unsere Kräfte reichten, und was sie auszuführen vermöchten. Statt dessen forderte man von Frankreich unermüdlich, es solle die Endsumme unserer Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag nennen. War das nicht klug? Versteht nicht der einfachste Mann in der Werkstatt und hinter dem Pflug, daß wir die Summe unserer Verpflichtungen, in Goldmark berechnet, wissen mußten, bevor wir den Wiederaufbau beginnen konnten? England meinte das auch und riet stets dazu in dem Verlangen nicht nachzulassen die Summe unserer Verpflichtungen in Goldmark zu hören. Man bekam sie endlich zu hören. Nun war es sofort klar: Diese Summe kann niemals in Gold bezahlt werden. Daran schloß sich die Feststellung des französischen Vernichtungswillens; denn es konnte keinen bessern Beweis für die Absicht Deutschland zu erdrücken geben als die Forderung unmöglich zu zahlenden Goldes. Auch als die Summen ermäßigt wurden, erhob sich mit gleicher Schärfe die selbe Anklage. Ahnte die deutsche Politik nicht, was sie immer wieder tat, als sie die Nennung einer Endsumme verlangte? Begriff sie nicht, daß jede Summierung das Blut erstarren machen mußte, und daß denjenigen, die zu dieser Methode rieten, gerade diese Wirkung gelegen war? Frankreich wollte keine Summen für die Zahlung von Geld nennen, weil es einen Wiederaufbau in der Hauptsache durch deutsche Arbeit und deutsche Sachleistungen wollte; weil es etwas wollte, was im Rahmen des Möglichen lag, was es aber in Rücksicht auf die äußere und innere Politik, ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit, in Zahlen auszudrücken ablehnen mußte. Können die deutschen Wirtschaftssachverständigen wirklich nicht begreifen, daß die Wiedergutmachung an Frankreich durch deutsche Sachleistungen und Arbeitskräfte förmlich automatisch begrenzt werden muß durch die Wiederherstellung der Produktivkräfte Frankreichs, da sonst die deutschen Leistungen die Produktion Frankreichs erschlugen?

Wer an der Wiederbelebung des europäischen Festlands kein Interesse hat oder sogar wünscht sie nicht eintreten zu sehen, wird gegen deutsche Sach- und Arbeitsleistungen zur Wiedergutmachung eingenommen sein. Und wie die Geschehnisse seit 1918 Tag für Tag beweisen, wird die Zusammenarbeit deutscher und französischer Wirtschaft von englischer Seite als ein unerwünschter, ja gar als ein unfreundlicher Akt angesehen und behandelt. Verschlungen, aber erkennbar sind die Pfade dieses Verhinderungswerks.

Und nun? Das Programm Poincarés ist in den erregten Tagen, die der Ermordung Rathenaus folgten, ohne besondere Aufmerksamkeit aufgenommen worden. Hier und da versuchte man auch es zu diskreditieren, indem man wieder von Fron oder Sklaverei deutscher Arbeiter sprach (obgleich es doch klar ist, daß hier von Zwangsmaßnahmen ja gar nicht die Rede sein kann). Wird die deutsche Arbeiterschaft sich wirklich durch eine so törichte Wendung gegen den werktätigen Aufbau einnehmen lassen? Wird sie nicht mit denen, die die Erneuerung unseres geistigen und wirtschaftlichen Lebens wollen, erkennen, daß nur der ehrliche Wiederaufbau im Innern und Äußern die Brücke zu einer bessern Welt schlägt? Die Verantwortung dem deutschen Volk und den Völkern gegenüber, deren Existenz auf Gedeihen und Verderben mit ihm verbunden ist, legt der deutschen Regierung die Pflicht auf aus eigenem Entschluß durch Anwerbung von Arbeitern, Lieferung von Arbeiten die Wiederherstellung der verheerten Gebiete und der dezimierten Wirtschaft Frankreichs zu bewerkstelligen. Damit finden wir aber auch eine Lösung aus den Wirrnissen unserer eigenen Wirtschaft. Allen Forderungen nach Steigerung der Produktivität und Mehrleistung jedes einzelnen werktätigen Menschen wird nicht zuletzt der Einwand entgegengehalten, daß dieses Verfahren, dessen Notwendigkeit an sich nicht bestritten wird, große Massen von Arbeitern zur Arbeitslosigkeit verurteilen würde. Diesem Einwand kann nichts Besseres als das Angebot Frankreichs gegenübergestellt werden, daß es bereit sei für lange Fristen deutsche Arbeiter in den Dienst der Wiederherstellung aufzunehmen. Betrachten wir unsere deutschen Staatsbetriebe, so finden wir, als eine der Hauptquellen der wachsenden Defizite, die Tatsache, daß sie mit ungenügend beschäftigtem Personal belastet sind. Erst zu Anfang dieses Monats war die offiziöse Meldung ergangen, daß ohne weitere Verteuerung der Betriebskosten die Reichspostverwaltung mit einem Defizit von rund 11 Milliarden zu rechnen hätte. Wenige Tage darauf wurde durch eine neue Veröffentlichung festgestellt, daß bis zum Schluß des Jahres das Defizit sich auf rund 16 Milliarden Mark erhöhen werde. Und abermals wenige Tage darauf stand es bereits fest, daß durch die bevorstehenden Verhandlungen über Lohnerhöhungen das Defizit auf mehr als 20 Milliarden steigen würde. Die Notwendigkeit der Erhöhung der Bezüge für Arbeiter und Angestellte zu bestreiten wäre unsinnig. Aber die Geldentwertung macht jede Gehaltszulage zunichte, bevor sie noch ausgezahlt wird. Wie lange noch soll dieser Kreislauf fortgesetzt werden? Wie lange noch will man nicht bekennen, daß es nur den *einen* Ausweg gibt: nämlich die technische und wirtschaftliche Leistung zu erhöhen, und daß als Voraussetzung dafür die Leistung jedes einzelnen Arbeiters und Angestellten erhöht werden müsse? Nicht die Höhe des Lohns oder Gehalts entscheidet zunächst, sondern allein die *Mehrleistung*. Die Entziehung überflüssiger Arbeitskräfte aus den Staatsbetrieben würde das Fundament für eine Gesundung unserer Wirt-

schaft schaffen. Weit über die Lohnersparnis hinaus wird dann die Leistung steigen. Die so freigemachten Arbeiter können entweder unmittelbar oder im Austausch für die Reparationsarbeiten in Frankreich gestellt, ihre Löhne würden auf Reparationskonto übertragen werden, und ohne Neubelastung des Budgets kann man die Wiedergutmachung ein mächtiges Stück fördern, während gleichzeitig die staatlichen Betriebe entlastet werden und sich so leichter, weil von überflüssigem Druck befreit, rationalisieren lassen. Dadurch werden sie nicht nur wieder selbst rentabel sondern leisten auch der Gesamtwirtschaft diejenigen Dienste, die man in den letzten Jahren schmerzlich vermißt hat. Die deutschen Verkehrsbetriebe (namentlich die Post) könnten ihre alte, heute schon sagenhafte Vortrefflichkeit wiedererlangen. Dem Staatsbetrieb können die Privatbetriebe folgen. Und jene Arbeiterschichten, die nicht für das Reparationswerk in Frankreich in Betracht kommen, stünden dann für die Umschichtung von Stadt und Land zur Verfügung; denn mit der Verengerung der Basis unserer Industrie bei gleichzeitiger Steigerung der Produktivität muß die Basis landwirtschaftlicher Arbeit mit allen Kräften erweitert werden. Ein ernster und erfolgreicher Wiederaufbau Deutschlands ist so untrennbar mit dem Wiederaufbau Frankreichs verbunden.

Alle Voraussetzungen für die Erfüllung dieser Leistung sind gegeben. Sie enthält im Keim die Zusammenfassung des europäischen Festlands zu einem einheitlichen Wirtschaftskomplex neben den anderen bereits vorhandenen oder sich bildenden Wirtschaftskomplexen (Britisches Weltreich, Amerika, Ostasien, das spätere Russische Reich): das heißt wirtschaftliche Integrierung bei absoluter nationaler Differenzierung, die in freier Selbstbestimmung vor sich zu gehen hätte. Dies, und nicht ein amorpher "Internationalismus", der faktisch nur zur Unterdrückung der Kleinen durch die Großen führt, diese Zusammenfassung des innerlich Zusammengehörigen zu einem funktionierenden Produktionsorganismus: das erst ist sozialistische Gestaltung des Völkerlebens. Diesen Weg zu gehen fordern uns die Toten auf, gleichviel, ob sie, solange sie lebten, das wirklich getan haben. Nicht, was sie vielleicht je nach dem Höhegrad ihrer Erkenntnis erstrebt oder versäumt haben, darf uns beeinflussen. Sondern nur das, worüber sie sterben mußten, und wessen sie selber sich gar nicht bewußt waren, soll uns die richtige Mahnung sein.

## LUDWIG QUESSEL · UNNÖTIGE KRISEN



LS am 24. Juni im Grunewald die Schüsse gegen Rathenau fielen, befand sich der Reichstag mitten in einer Krise, die man anfänglich ohne Reichstagsauflösung nicht beilegen zu können glaubte. Der abscheuliche Mord, der auch unser wirtschaftliches Leben schwer erschütterte und schnell den Dollarkurs über 500 hinauftrieb, klärte die Parteien, die zur Verhinderung einer Brotpreissteigerung den Reichstag partout auflösen lassen wollten, schnell darüber auf, daß, solange Deutschland auf Getreidezufuhr aus dem Ausland angewiesen bleibt, der Brotpreis noch von anderen Faktoren abhängt als lediglich von der Größe der *Getreideumlage* und von dem Preis des Umlagegetreides. Unter dem Druck der monarchistischen Verschwörung, die zu dem Rathenau-mord geführt hatte, kam die Umlagekrise schnell zu einer Lösung, als deren positives Resultat die zwangswirtschaftliche Erfassung von 2½ Millionen

Tonnen Brotgetreide und die Beschränkung der Brotpreiserhöhung auf etwa 100% des bisherigen Preises bis zum Ende dieses Jahres bezeichnet werden kann. Damit scheint nun die Brotpreisfrage für 1922 geregelt zu sein. Wie sie sich aber im nächsten Jahr gestalten wird, liegt ganz im Dunkeln. Jedenfalls gibt uns die zwangswirtschaftliche Erfassung von 2½ Millionen Tonnen noch keine Gewähr dafür, daß der Brotpreis 1923 eine konstante Größe bleibt. Man muß angesichts der mit Riesenschritten fortschreitenden Entwertung der Mark im innern Verkehr fürchten, daß ein Aufschlag von 100% auf den bisherigen Brotpreis zu Beginn des neuen Jahres gerade ausreichen wird die Kosten des Mahlens und Backens auszugleichen. Es darf nicht vergessen werden, daß ohne Marktstabilisierung (die selber wieder ein Problem der allgemeinen Produktion ist) das Problem der Brotpreisstabilisierung natürlich unlösbar bleibt. Eine Reichstagsauflösung zu dem Zweck eine Mehrheit für die Brotpreisstabilisierung mittels verschärfter Zwangswirtschaft zu erzielen hätte in sachlicher Hinsicht ihr Ziel nie erreichen können, vielmehr aller Voraussicht nach durch beschleunigte Entwertung der Mark im In- und Ausland eher das Gegenteil herbeigeführt. Eine parlamentarische Mehrheit für eine Maßregel schaffen bedeutet noch nicht, daß diese Maßregel wirklich den Erfolg zeitigt, den man von ihr erwartet. Diese Einsicht trug schließlich auch bei den sozialistischen Parteien den Sieg davon, so daß sie sich zu einem verständigen Kompromiß mit den Vertretern landwirtschaftlicher Interessen im Zentrum und in der Demokratischen Partei bereit fanden. Jedenfalls stellt die Umlagekrise, die vor dem Rathenaumord die Parteien in fiebernde Erregung versetzte, heute in jeder Hinsicht eine unnütze Krise dar, die, weil sie ungünstig auf den Wert der Mark einwirkte, wohl besser durch Entgegenkommen von beiden Seiten vermieden worden wäre.

Aus der Umlagekrise führte den Reichstag die Ermordung Rathenaus mitten in die *Republiksschutzkrise* hinein. Wer die erschütternden Stunden panikartiger Verwirrung nach der Bluttat im Reichstag miterlebt hat, weiß, daß dieses Verbrechen bei sehr vielen Anhängern der Linksparteien zunächst lediglich den Schrei nach Reichstagsauflösung auslöste. Wahrscheinlich herrschte bei denjenigen, die in der Reichstagsauflösung einen Schlag gegen die Geheimorganisationen sahen, die den politischen Mord auf ihre Fahne geschrieben haben, die Meinung vor, daß von diesem Reichstag ein energischer Schutz der Republik nicht zu erwarten sei. Indes, sieht man von den Deutschnationalen ab, die sich in den kritischen Tagen nach der Mordtat sehr zurückhielten, so stießen die Reichsverordnungen zum Schutz der Republik eigentlich bei keiner Partei auf grundsätzlichen Widerstand. Die Deutsche Volkspartei äußerte zwar gegen einzelne Punkte der Verordnungen Bedenken, erklärte aber weit davon entfernt zu sein sie im Ganzen zu verwerfen zu wollen. Da auch die Kommunisten grundsätzlich nicht gegen die Verordnungen zum Schutz der Republik Stellung nahmen, stand eine starke Zweidrittelmehrheit des Reichstags hinter Reichskabinet und Reichspräsident. Auch hierbei war jede Krise überflüssig.

Kaum waren die Reichsverordnungen zum Schutz der Republik in Kraft getreten, so hallte seltsamerweise schon wieder der Ruf nach Reichstagsauflösung durch die Gänge. Den Grund hierzu gab den Auflösungsfanatikern das Reichskabinet, das es für notwendig hielt dem Inhalt der Reichsver-

ordnungen die Form des Gesetzes zu verleihen. Man kann geteilter Meinung darüber sein, ob hier eine Notwendigkeit wirklich vorlag. Hervorragende Kriminalisten und Rechtskundige vertreten wohl nicht zu Unrecht die Meinung, daß der Kampf gegen Mordpropaganda und monarchistische Umtriebe sich ebenso wirksam mit Verordnungen führen lasse wie mit Reichsgesetzen. Man kann daher auch im Zweifel darüber sein, ob eine politische Notwendigkeit durch Schutzgesetze einen Keil in die imposante Mehrheit des Reichstags zu treiben vorhanden war. Mit Recht wurde betont, daß Strafbestimmungen, die für ungewöhnliche Zustände geschaffen seien, leichter in Verordnungen tragbar wären als in Gesetzen, die doch mit dem Anspruch auftreten müßten normales und dauerndes Recht zu schaffen. Ungeachtet dieser Einwände hielt die Regierung jedoch an dem Entschluß fest den Inhalt der Verordnungen in gesetzliche Form zu gießen. Wie vorauszusehen war, riefen die Gesetzentwürfe zum Schutz der Republik bei Monarchisten und Kommunisten lebhaften Widerspruch hervor. Das gab einem Teil der sozialistischen Presse Veranlassung die Auflösung des Reichstags von neuem als unvermeidlich auszuschreien, und zwar mit der Begründung, daß die Gesetze zum Schutz der Republik verfassungsändernd seien, so daß zu ihrer Annahme eine Zweidrittelmehrheit erforderlich wäre. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß diese Annahme durchaus irrig war. Der Reichsjustizminister Radbruch (ein Mann, dessen hervorragendes Können übrigens schlagend die Theorie widerlegt, daß großes Fachwissen mit parlamentarischer Betätigung schlecht vereinbar wäre) klärte die Linke sehr bald gründlich darüber auf, daß keins der 3 Schutzgesetze eine Verfassungsänderung enthalte. Wie das Gesetz über den Staatsgerichtshof lediglich eine Ergänzung der Strafprozeßordnung darstelle, so seien auch die neuen Strafbestimmungen lediglich eine Erweiterung des bestehenden Strafrechts, so daß sich beides widerspruchslos dem Rahmen der Weimarer Verfassung einfüge. Sowohl das eigentliche Gesetz zum Schutz der Republik wie auch das Gesetz gegen monarchistische Umtriebe in der Beamtenschaft und das Gesetz über die Errichtung eines Reichspolizeiamts und von Landespolizeibehörden benötige nur einer einfachen Mehrheit. Nun konnte aber eigentlich kein Zweifel daran bestehen, daß sich eine einfache Mehrheit, und zwar eine sehr starke, für die Schutzgesetze finden würde. Der Ruf nach der Reichstagsauflösung hatte daher absolut keinen Sinn, so daß man von beiden Phasen der Republiksschutzkrise, die die Öffentlichkeit aufregten und in Unruhe hielter, sagen muß, daß sie in jeder Beziehung unnötig waren.

Mit der Brotpreis- und Republiksschutzkrise war bei vielen das Bedürfnis nach politischer Erregung offenbar noch nicht gestillt. Nachdem sich die Notwendigkeit einer Reichstagsauflösung wegen des Schutzes der Republik als Phantom erwiesen hatte, tauchte sofort eine neue Krise am parlamentarischen Horizont auf. Es war die *Kabinetterweiterungskrise*, ein ganz eigenartiges Gewächs des jungen republikanischen Parlamentarismus, die jetzt die Gemüter im Sitzungssaal und in der großen Wandelhalle des Reichstags in Erregung versetzte. Der Rathenaumord hatte die 3 sozialistischen Parteien zu Straßenkundgebungen zusammengeführt. Die Gemeinsamkeit, die bei den Demonstrationen am 27. Juni ungestört in die Erscheinung trat, erreichte schon am 4. Juli durch das Abspringen der Kommunisten ihr Ende. Gerade dieser Umstand bewirkte aber eine starke Annäherung der Unabhängigen Sozialdemokratie an die Mehrheitssozialdemokratie zur



einheitlichen Frontstellung gegen den kommunistischen Disziplinbruch. Um diese für die Massen recht eindrucksvoll nach außen zu gestalten, vereinbarten die Vorstände beider Fraktionen eine parlamentarische Arbeitsgemeinschaft, die auch die Billigung der Mitglieder beider Fraktionen fand. Unter Berufung auf diese Arbeitsgemeinschaft glaubte die Mehrheitssozialdemokratie eine Erweiterung des Kabinetts nach links verlangen zu können. Zentrum und Demokraten lehnten diese jedoch ab. Sie erklärten sich zu einer Kabinetterweiterung nur bereit, wenn zu einem unabhängigen Minister gleichzeitig ein volksparteilicher trete. Dafür waren jedoch die beiden sozialistischen Parteien nicht zu haben. Was nun folgte, war eine Krise "großen Stils", die sogar den Reichspräsidenten auf den Plan rief. Bei sachlicher Prüfung wird man das Verlangen die Unabhängigen im Kabinett vertreten zu sehen nicht als unbegründet bezeichnen können. Seit dem Mai des vorigen Jahres unterstützt die Unabhängige Sozialdemokratische Partei das Kabinett Wirth bei seiner Erfüllungspolitik und stellt dadurch eine notwendige und unentbehrliche Ergänzung der Erfüllungskoalition dar. Was sie in staatspolitischer Beziehung von der Koalition trennte, war der Umstand, daß diese zu einem energischen Vorgehen gegen die Gegner der Republik nicht zu bewegen war. Diese Scheidewand zwischen den Koalitionsparteien und den Unabhängigen wurde von den Mördern Rathenaus am 24. Juni niedergelegt. Innen- wie außenpolitisch rückten die Unabhängigen so in eine Linie mit den Koalitionsparteien. Der Versuch sie in die Regierung einzubeziehen wäre daher nach den Grundsätzen des Parlamentarismus durchaus begründet. Was aber an dem Begehren nach Kabinetterweiterung befremden kann, ist die Plötzlichkeit, mit der es zur Schau trat, und die Drohung der Reichstagsauflösung, die es begleitete. Wer die Dinge näher verfolgen konnte, weiß nun, daß die Mehrheitssozialdemokratie im Verlauf der Kabinetterweiterungskrise sehr schnell in die Lage des Goetheschen Zauberlehrlings kam, der die Geister, die er gerufen, nicht mehr loswerden konnte. Immer mehr verlor die Mehrheitssozialdemokratie die Herrschaft über die Gestaltung der Dinge. Die Entscheidung über die Auflösung des Reichstags lag schließlich ganz einseitig bei den Unabhängigen. Und es muß geradezu als ein Glück für das deutsche Volk bezeichnet werden, daß gesunde politische Vernunft in ihrer Fraktion den Sieg davon trug. Ganz zweifellos hätte eine Entwicklung, bei der die Sozialdemokratische Partei gezwungen gewesen wäre ihre Minister aus dem Kabinett zurückzuziehen, zu schweren innen- und außenpolitischen Erschütterungen geführt. Mit Recht wurde befürchtet, daß mit der Auflösung des Reichstags die Mark ins Bodenlose sinken und damit eine allgemeine Streikbewegung platzgreifen werde, die schließlich den Charakter des Generalstreiks angenommen hätte. In welchen Formen ein Wahlkampf unter diesen Umständen geführt worden wäre, ist nicht schwer zu begreifen. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Deutschland in der 2. und 3. Juliwoche mit verbundenen Augen ganz unnötigerweise an einen Abgrund geführt wurde. Die Kabinetterweiterung wird kommen, auch ohne Wahlkampf, als notwendige Folge positiver Politik. Man muß immer im Auge behalten: In einem parlamentarisch regierten Gemeinwesen, wo die Parteien sich ja nicht wie unter dem alten Regime verbünden, um gemeinsam mehr Macht gegenüber einer außenstehenden Regierung zu haben, wo vielmehr die Regierung ein Teil ihrer selbst ist, kann eine Koalition durch nichts anderes

begründet werden als durch die *Substanz* der Politik, zu deren Durchsetzung man sich vereinigt. Ob das Kabinett dann sofort alle Parteien in sich enthält, die für diese Politik eintreten, oder ob zunächst die eine oder andere es nur von außen unterstützt, ändert an der Sache nichts. Die gemeinsame Arbeit ergibt schon von selbst den richtigen Zeitpunkt auch für ihren formellen Eintritt in die Regierung. Es handelt sich also darum diese Konzentration der Arbeit sicherzustellen. Mit einer Reichstagsauflösung, die im gegenwärtigen Moment zu einem wilden Kampf der Koalitionsparteien unter einander hätte führen müssen, konnte man dieses Resultat unmöglich erzielen. Die Julikrise des jungen deutschen republikanischen Parlamentarismus verdient von den Politikern, namentlich den Sozialisten, die zu einer produktiven Politik berufen sind, gründlich durchdacht zu werden, damit sie daraus notwendige Lehren für die Zukunft ziehen.

## MAX SCHIPPEL · GEWERKSCHAFTSKONGRESS, PRODUKTIONSAUFBAU UND KLASSENKAMPF



OHNE Zweifel hat der 11. Kongress der Gewerkschaften Deutschlands, der vom 19. bis zum 24. Juni tagte, eine innere Festigung oder doch eine gewisse Beruhigung innerhalb der beteiligten Arbeiterkreise gezeigt. Verglichen mit Nürnberg /1919/ waren in Leipzig die Angriffe gegen die Bundesleitung weniger heftig. Moskau, die Katastrophen- und Diktaturpolitik spielten eine viel bescheidenere Rolle.

Trotzdem haben die Organisationen die Schwierigkeiten der heutigen Übergangszeit offenbar noch lange nicht überwunden. Die Massen, die so plötzlich herbeigeströmt sind, wirken schon durch das Schwergewicht ihrer Zahl und sind naturgemäß ebenso tateneifrig und erwartungsvoll wie unerfahren und ungeschult. Sie ließen sich außerdem leichter assimilieren, wenn nicht immer eine keineswegs einflußlose Mitglieberschicht den Mantel allzu nachgiebig nach der jeweiligen Mehrheitswindrichtung zu tragen liebte. Die Führer haben unter solchen Verhältnissen mehr denn je das Bestreben, um der Einheitlichkeit willen möglichst wenig Anstoß zu erregen und umstrittenen Entscheidungen möglichst aus dem Weg zu gehen.

Aber gerade diese Unschlüssigkeit und Zurückhaltung vermindern wiederum die kollektive Stoß- und Spannkraft, die sonst über so viele Hindernisse hinweghilft; sie machen oft gerade die besten Elemente mißmutig und verdrossen und bringen die allgemeine Stimmung in bedauerlicher Weise herab. Was die Bewegung in die Breite geht, verliert sie an Geschlossenheit und unerschütterlichem und deshalb fortreibendem Selbstvertrauen. Was sie bei der Zerrüttung der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse an stetigen ruhigen Fortschritten vermissen läßt, sucht sie allzu leicht durch gelegentliche sensationelle Kraftentfaltungen zu ersetzen; aber diese befriedigen in ihren tatsächlichen Wirkungen gewöhnlich nach keiner Seite, schließen jedoch die Gefahr in sich, daß die ungedulden Massen zur Anwendung immer stärkerer und gefährlicherer Mittel drängen, denen die alte, in harter Lebensschule gewonnene gewerkschaftliche Praxis eigentlich feindlich oder doch skeptisch gegenüberstehen müßte. Oben wie unten ist deshalb wenig von Befriedigung zu spüren.

**F**INE Zeitlang schien es, als ob die Erfordernisse des *Produktionswiederaufbaus* alle produktiv wesentlichen Klassen (und das sind neben den Lohnarbeitern im weitesten Sinn, also unter Einschluß vor allem der Angestellten, selbstverständlich noch die selbstarbeitenden Landwirte und die agrarischen und industriellen, Lohnarbeit anwendenden Unternehmer) zu gemeinsamer Tätigkeit aufrütteln würden, und zwar unter gewaltiger Steigerung des gewerkschaftlichen Ansehens und Einflusses und zugleich unter Anbahnung tiefer innerer Umwandlungen des gewerkschaftlichen Denkens und Strebens.

Das bisherige bloße Objekt der Produktionsbeherrschung und Produktionsentfaltung sollte und wollte immer mehr zum mitentscheidenden Subjekt der Produktionsentwicklung und Neugestaltung emporsteigen. Mit den wachsenden Mitbestimmungsrechten, glaubte man, werde die ganze Psyche der wirtschaftlich-sozialen Arbeiterbewegung rasch einer tiefen Umbildung entgegengehen; die alte zögernde und ablehnende Haltung werde in vielen Beziehungen verschwinden. An Stelle eines bloßen Strebens nach Lastenabwälzung und Verhütung weiterer Belastungen innerhalb des fatalistisch gegebenen Produktionsrahmens werde eine überzeugte Bereitwilligkeit zu allen für notwendig erkannten Selbstbeschränkungen und sogar Opfern treten: so gut wie eine als gleichberechtigt behandelte und mitregierende politische Arbeiterpartei nicht umhin kann in ganz anderm Maß die allgemeinen Staatsnotwendigkeiten ihrerseits anzuerkennen und in Einnahme- und Budgetbewilligungen und noch manchem andern die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen, gleichfalls bis zur freiwilligen Übernahme von Opfern für dieses, als Grundlage weiterer Fortschritte für unentbehrlich angesehene Staatswesen.

An der Eingangspforte zu dieser neuen gewerkschaftlichen Laufbahn stand der Gedanke der *paritätischen* Beratung und Regelung aller großen wirtschaftlichen Wiederaufbauprobleme: die heute noch (oder heute schon wieder) so wenig verstandene Forderung der Arbeitsgemeinschaften zwischen den großen Unternehmer- und Arbeiterorganisationen. Hat man in Leipzig endgültig das Signal gegeben wieder in das alte Schneckenhaus der Unzugänglichkeit und der bloßen Abwehr von schädlichen kapitalistischen Strömungen und Vorgängen zurückzukriechen?

Das paritätische Verhandeln über Wirtschaftsfragen soll, versichert man uns von neuem, dem Klassenkampf widersprechen. Aber sowie man wirtschaftliche Regelungen trifft, bei deren Durchsetzung und Vollstreckung das Kapital nicht ausgeschaltet werden kann, solange wir also nicht eine vollsozialistische, rein arbeitsgenossenschaftliche Produktionsweise ohne kapitalistische Spitze erreicht haben, bleibt die gleichberechtigte Nebeneinanderstellung und Zusammenfügung von Kapital und Arbeit, von Vertretungen der beiden ausschlaggebenden Wirtschaftsfaktoren der einzig denkbare Mittelweg. Man kann über die Möglichkeit und Ratsamkeit einer Arbeiterdiktatur beim Zusammenbruch, aber niemals innerhalb des Kapitalismus streiten, mag er in seiner sozialen Struktur stufenweise noch so gewaltige Wandlungen zugunsten der Arbeit durchmachen.

Von dieser zunächst zu erringenden Parität gingen deshalb seinerzeit schon die lange im Mittelpunkt der sozialdemokratischen Agitation und Parlamentsbetätigung stehenden Entwürfe für Arbeitskammern und Arbeitsämter

aus: 1877 zur Fritzsche-Bebelschen Zeit, 1885-1886 und später in der Auer-Bebelschen Periode; gerade Bebel war auf die Kühnheit und Zielklarheit dieser Fraktionsvorschläge jederzeit nicht wenig stolz. Dennoch waren sie dünnster Aufguß und enger Wirkungskreis gegen das, was der sich ankündigende und sehr bald ausbrechende Herbststurm von 1918 den Unternehmern abzwang, und was Legien mit richtigem Klassengefühl und Klassenweitblick als Magna Charta der deutschen Arbeiterbewegung begrüßte. Denn der aufsehenerregende, innerhalb der Sozialdemokratie allseits gebilligte und sogar enthusiastisch aufgenommene Fraktionsentwurf beschränkte sich im wesentlichen, dem ganzen bescheidenen Zuschnitt jener "guten alten Parteizeit" entsprechend, auf das Gebiet der Sozialpolitik (und des Tarifvertrags, wie wir heute noch hinzufügen würden). Das geforderte paritätische Arbeitsamt mit seinen Ausstrahlungen nach oben und unten war gedacht als sozialer Beobachtungsposten, als Instanz der Anregung, Entscheidung, Aufsichtsführung und Anordnung, aber immer nur für soziale Zustände und deren Besserung; für soziale Enqueten und statistische Aufnahmen, für soziale Rechtsprechung und Schlichtung, für Fortbildung der Sozialreform und Gewerbeaufsicht. Und weil feste und umfassende Organisationen damals auf beiden Seiten noch fehlten, so kamen dabei die Verbände überhaupt noch nirgends in Betracht, alles war einfach auf allgemeine Wahlen seitens der vielköpfigen Unternehmerschaft sowohl wie seitens der Arbeitermassen gestellt. Bis zur paritätischen Mitwirkung bei den großen Produktionsfragen, bis zu der wenigstens grundsätzlichen Anerkennung der Lohnarbeit als Mitleiter des Produktionsapparats blieb damals noch ein himmelweiter Abstand, und ebenso bis zu dem Ausgangspunkt der Novembervereinbarung von 1918: daß sich in den Gewerkschaften die stärkste und zuverlässigste, geschulteste und verantwortungsbewußteste Zusammenfassung der lohnarbeitenden Klassen verkörpere.



**U**NSER Scheinradikalismus, der unter vollkommen umgewälzten tatsächlichen Verhältnissen die Überlieferungen einer versunkenen und versinkenden Zeit weiter hochzuhalten versucht, und dessen Stärke ausschließlich darin besteht, daß er aus dem trägen Beharrungsvermögen alter Traditionen immer wieder Leben zu saugen vermag, klammert sich an das an sich so inhaltreiche Wort *Klassenkampf*. Aber die Bedeutung des Klassenkampfes liegt doch, sollte man denken, nicht im Kampflärm und einer bestimmten Art des Kräfteverbrauchs, sondern in seinem *Ergebnis* für die Höherhebung und Entwicklungssicherung der Arbeiterklasse. Und wenn ein geordnetes "Verhandeln" den Arbeitern Erfolg bringt und verspricht, so steht es, an dem Klassenkampfgedanken gemessen, selbstverständlich über jeder noch so erregten Streiftführung, die mit einem Mißerfolg endet, oder die einen halbwegs annehmbaren Erfolg von vornherein ausschließt.

Die Gleichartigkeit mit den ehemaligen Auseinandersetzungen über den Wert der *parlamentarischen Beteiligung* am politischen Leben liegt hier auf der Hand. »Einen direkten Einfluß auf die Gesetzgebung kann unser Reden nicht ausüben«, wenn wir uns mit bürgerlichen Parteien zusammensetzen: »Nicht als Hebel der Demokratie sondern als Waffe der Reaktion wurde das allgemeine Stimmrecht oktroyiert... Nicht ein Vorteil. Und nun auf der andern Seite die Nachteile: Das Prinzip geopfert, der erste politische Kampf zur parlamentarischen Spiegelfechterei herabgewürdigt, das Volk zu dem Wahn verführt, der Bismarcksche "Reichstag" sei zur Lösung [?] der sozialen Frage berufen. Und

wir sollen aus "praktischen Gründen" parlamenteln? Nur der Verrat und die Kurzsichtigkeit kann es uns zumuten. Was prinzipiell das Richtige, ist stets auch praktisch das Beste. . . . Der Norddeutsche Reichstag . . . kann . . . von der Demokratie nicht als Schlachtfeld zur Gewinnung der Macht benutzt werden . . . Den im Reichstag fast ausschließlich vertretenen herrschenden Klassen gegenüber ist der Sozialismus . . . einfach eine Machtfrage, die in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfeld zu lösen ist, gleich jeder andern Machtfrage.«<sup>1</sup> So dereinst Wilhelm Liebknecht als Sprachrohr derer, die den politischen Klassenkampf ausschließlich darin sehen wollten bei Wahlen den einen reaktionären Massengegner anzuklagen und die eigene Anhängerschaft zu mehren und zu zählen und dadurch im Glauben an ihren ununterbrochenen Kraftzuwachs zu stärken. Sogar Anträge im Parlament zu stellen war, wie auch die mitgeteilte Liebknechtsche Äußerung zeigt, zunächst Verrat, es sei denn, man beabsichtigte damit die ablehnenden Gegner bloßzustellen und in ihrer wahren arbeiterfeindlichen Gestalt zu enthüllen. In parlamentarischen Ausschüssen mitzuwirken war anfangs Preisgabe des Klassenkampfes, und selbst gegen das harmlose, aber keineswegs belanglose Mitsitzen im Seniorenkonvent gab es die aufgebrachtsten Verwahrungen, — bis man sich daran gewöhnt hatte, und bis man in der gelegentlich, wie bei der Zollobstruktion, wiederauftauchenden Nichtheranziehung zu den gleichen Ausschüssen wohl gar eine der arbeiterschädigendsten Ausschreitungen des Kapitalismus erblickte. In manchen vermeintlich radikalen Urteilen über politische Koalitionen spinnen sich lange noch diese, für die Partei-gesamtheit vollkommen überwundenen Anschauungen fort.

Auf die Parallelen und Lehren aus der *Tarifvertragsgeschichte* ist bereits oft genug hingewiesen worden. Das Leipziger Gewerkschaftskartell brandmarkte 1897 die Buchdrucker, weil Tarifgemeinschaftsanhänger (damals sprach man mit Vorliebe von Tarif»gemeinschaften«), »als nicht auf dem Standpunkt der modernen Arbeiterbewegung stehend«; es erkannte deshalb diejenigen Buchdrucker, »welche Anhänger der Tarifgemeinschaft sind, infolgedessen auf Hirsch-Dunckerschem Standpunkt stehen« als Kartellvertreter nicht an.<sup>2</sup> Das Gewerkschaftskartell in Bant schloß sich den Leipziger Prinzipienfesten an und erklärte, »daß der Verband der deutschen Buchdrucker nicht auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, also jeglicher Verkehr mit ihm ausgeschlossen ist.«<sup>3</sup> Rexhäuser flog wegen seines Eintretens für Tarifvertragspolitik in Leipzig aus der Partei. »Der überwiegende Teil der Arbeiterpresse erblickte in dem tariflichen Zusammenwirken mit den Unternehmern ein Verlassen des Kampfstandpunkts und Versinken in Harmonieseligkeit.«<sup>4</sup>

Heute lobt die Freiheit die Tarifverträge als immer wichtiger werdende »Tragpfeiler des Wirtschaftslebens«:

»Tarifverträge sind . . . die in Gestalt komplizierter und dennoch dürftiger Wortformulierungen zu Papier gebrachten Gesetze für das Zusammenleben und Aufeinanderwirken widerstreitender Faktoren des Wirtschaftslebens.«<sup>5</sup>

Und die Angestellten, die mit zuerst aus der Arbeitsgemeinschaft schieden und auch sonst zum Abbruch dieser paritätischen Beziehungen mit dem ganzen Radikalismus der Neulinge drängen, erklären auf Verbandstagen:

- 1) Siehe *Liebknecht Die politische Stellung der Sozialdemokratie /London 1889/*, Seite 14, 16, 14, 11, 13.
- 2) Siehe die Beschlüsse des *Leipziger Gewerkschaftskartells*, abgedruckt im Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 3. Mai 1897.
- 3) Siehe *Barthel Handbuch der deutschen Gewerkschaftskongresse /Dresden 1916/*, Seite 442.
- 4) Siehe *Döblin Die Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe*, in den Sozialistischen Monatsheften. 1905 II, Seite 687.
- 5) Siehe den Leitartikel der Freiheit vom 19. Februar 1920: Gewalt und Tarif.

»Der Zentralverband der Angestellten hat seit jeher im Abschluß von Tarifverträgen ein geeignetes Mittel gesehen innerhalb der heutigen Wirtschaft eine Hebung der sozialen Lage der Angestellten zu erreichen. Die Kampfkraft der Gewerkschaften wird durch Tarifverträge nicht untergraben; sie sind nicht Instrumente des Wirtschaftsfriedens, sondern sie werden stets Kampfbjekte sein. Tarifverhandlungen sind für den Zentralverband der Angestellten ein Mittel zur Erreichung seiner Ziele und zur Durchführung seiner Forderungen.«<sup>6</sup>



DER Gewerkschaftskongreß in Leipzig, der eine fast gleiche Stimmzahl für und gegen die Aufrechterhaltung der Zentralarbeitsgemeinschaft in die Wagschale warf, hat die führenden Gewerkschaftskreise in eine beschämende Lage versetzt, so daß der Rücktritt des Bundesvorstands eine Zeitlang zu befürchten schien. Die der Zentralarbeitsgemeinschaft feindlichen Delegierten waren sich der Tragweite ihrer Stellungnahme kaum bewußt, denn der Ernenkungskörper für die Arbeitervertreter im Reichswirtschaftsrat ist die Zentralarbeitsgemeinschaft, und im Reichswirtschaftsrat soll weiter »verhandelt« werden. Ferner will niemand die Aufhebung der industrieberuflichen Einzelgemeinschaften gewollt haben oder gar erzwungen sehen, und sonst äußerlich sehr radikal sich gebärdende Verbände wie die Textilarbeiter haben bis vor kurzem die Ergebnisse ihrer Arbeitsgemeinschaft nicht gering geschätzt (die Äußerungen Hermann Jäckels, der sich zur Unabhängigen Partei rechnet, wurden hier schon früher in der Gewerkschaftsrundschau erwähnt<sup>7</sup>). Es bleibt also alles beim alten, nur unter wesentlicher Schwächung des moralischen Ansehens der Gewerkschaftsvertreter bei Verhandlungen in der Arbeitsgemeinschaft gegenüber dem Unternehmertum. Der Klassenkampf ist dadurch allerdings erleichtert: für die Unternehmer, die weniger von ihm sprechen und sich um so besser auf ihn verstehen.

Manches hätte wohl anders verlaufen können, wenn die gewerkschaftlichen Massen systematischer dazu erzogen worden wären die Bedeutung der Produktions- und Wirtschaftsprobleme, denen sich die Arbeitsgemeinschaften zuwenden sollen und können, zutreffender zu würdigen. Das Bewußtsein, daß alle unsere großen außen- und innenpolitischen und wirtschaftlich-sozialen Fragen heute in letzter Linie auf die *Wiederaufrichtung der Produktion* zurückführen, und daß die Mitbestimmung bei der allgemeinen Produktionsgestaltung eine unvergleichliche Erweiterung des gewerkschaftlichen Einflusses und Gesichtskreises mit der Zeit erschließen muß, ist hinter dem Streit um die Einkommens- und Lastenverteilung und die Wahrung der Konsumenteninteressen bis zur selbstmörderischen Verkennung der tiefsten eigenen Klasseninteressen zurückgetreten. Vielleicht gibt der unglückliche Leipziger Beschluß den Anstoß Versäumtes nachzuholen.

6) Siehe die vom Verbandstag 1921 des Zentralverbands der Angestellten einstimmig angenommenen Richtlinien zum Lohn- und Tarifwesen, mitgeteilt im Freien Angestellten vom 15. Juni 1921.

7) Auf dem Kongreß der Betriebsräte und Arbeiterausschüsse der Textilindustrie führte Jäckel folgendes aus: »Es ist also keine Inkonsequenz, wenn wir als oppositionell gerichtete Textilarbeiter uns an der Arbeitsgemeinschaft beteiligen. Diejenigen, die dort bei den verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Fragen mitgewirkt haben, wissen genau: Wie bei früheren Verhandlungen so sind auch die zähen Kämpfe, die wir dort führen, Auge in Auge, Brust gegen Brust, ein Stück Klassenkampf. Der Klassenkampf spielt sich nicht nur ab in der Form der Arbeitsverwelgerungen sondern überall dort, wo der Arbeiter bewußt als Klasse gegen Klasse kämpft, gegen den Kapitalisten. Wir wollen uns nicht durch Phrasen beeinflussen lassen sondern werden weiterarbeiten wie bisher. Diejenigen, die heute aus Prinzip der Arbeitsgemeinschaft nicht beigetreten sind, werden früher oder später zu ihrem Schaden erkennen, daß ihr Beitritt im Interesse der oppositionell gerichteten Gewerkschaftsbewegung geradezu eine Notwendigkeit wäre.«

# WOLFGANG HEINE · GEORG VON VOLLMAR

Es war ein Mann, nehmt alles nur in allem.  
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

**N**UN hat der Tod den Zweiundsiebzigjährigen von einem körperlichen und seelischen Martyrium erlöst, das uns näheren Freunden fürchterlich erschien, und doch bin ich überzeugt, daß er es gern noch weiter getragen hätte. Denn in dem Leidenden, Hinsterbenden war ein unlöschbarer Durst nach dem Leben, eine ungebrochene Teilnahme, eine nie zu unterdrückende Freude an dem, was es auch ihm noch täglich bot, weil er es mit einer überlegenen Liebe anschaute. Und hätte er nicht um des Lebens willen es noch ertragen wollen, so gewiß der treuen Lebensgefährtin, der herrlichen, von allen verehrten Frau zu Liebe, die selbst so schwer zu leiden hat. Keinem konnte das Schicksal schlimmer mitspielen, als es Vollmar getan hat, den zweimal ein tückischer Zufall: erst eine schwere Kriegsverwundung, dann nach kaum wiedergewonnener Kraft und verhältnismäßiger Beweglichkeit ein Eisenbahnezusammenstoß, aus seinem Wirken und Streben hinausriß und auf Jahrzehnte langes Siechenlager warf. Aber nie hat ihn einer mit dem Geschick hadern gehört. Wenige sind fortdauernd so ungerecht von Neid und Dummheit verfolgt worden wie Vollmar. Aber er haßte und verachtete die Menschen nicht, er lächelte höchstens über sie. Darum wollen wir auch an seiner Bahre über diese menschlichen Erbärmlichkeiten schweigen. Vollmar war im Handeln und Dulden ein wirklicher Held, Vorbild und Führer.

Er war aber auch ein Denker. Auf der Wahrhaftigkeit seiner Natur, die ihm nie gestattete sich mit den Schlagworten des Tages und den hergebrachten Dogmen zu begnügen sondern sich kritisch gegen jede Art aufgezwungener Dogmen wendete, auf diesem persönlichen innern Drang nach Unabhängigkeit des Denkens beruhte von Anfang an seine eigenartige Stellung in der Sozialdemokratie. Sein anfänglicher Radikalismus so gut wie sein Übergang zur praktischen Wirksamkeit kamen aus der selben Wurzel. Der Umschwung konnte nur denen auffallen, die nicht in die Tiefe dieser wahrhaft freien Persönlichkeit zu blicken vermochten. Es ist nicht richtig, daß er erst nach dem Fall des Sozialistengesetzes diese kritische Haltung angenommen hätte. Bereits in einer seiner Abhandlungen *Der isolierte sozialistische Staat*, die im Jahr 1879 in dem sogenannten Richterschen Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (dem von der Partei unter dem Sozialistengesetz in Zürich herausgegebenen, in Deutschland verbotenen Sammelwerk) erschien, wird dieser Grundzug seines Wesens offenbar. Schon hier wendet Vollmar sich gegen die verschwommene Phrase, daß der Sieg der sozialistischen Idee in allen Hauptländern der Welt gleichzeitig vor sich gehen werde, und daß die ökonomische Einwirkung dies schon alles machen werde. Vollmar sucht sich in seinem Wirklichkeitstrieb eine Vorstellung davon zu bilden, auf welchem Weg die Menschheit in die reinere und schönere Zukunft finden könnte, und er konstruiert einen isolierten sozialistischen Staat, für den er ökonomische und geschichtliche Möglichkeiten zu sehen glaubt. Das im Gefängnis verfaßte Schriftchen ist noch reichlich utopistisch, aber es enthält höchst bemerkenswerte Gedanken zur sozialistischen Geschichtstheorie, vor allem die Mahnung neben den rein ökonomischen Kräften auch die geologischen und klimatischen Lebensfaktoren, die Mächte der geschichtlichen, politi-

schen und religiösen Überlieferung, den Rassencharakter und das individualistische Moment nicht zu unterschätzen. Das sind Wahrheiten, die von den Theoretikern der Partei teilweise erst 20 Jahre später anerkannt und noch nicht einmal heute Gemeingut sind.

Vollmar empfand stets die *Gesamtheit* des Lebens unmittelbar. Mit Auge und Ohr nahm er die Welt liebevoll in sich auf, sein klares reines Denken verarbeitete die Eindrücke, er trug nicht die gefärbten Brillen und Scheuklappen vorgefaßter Meinungen und tintenklecksender Theorien, er verlor sich nicht in Träumereien. Stets drängte sein Wesen ihn zur *Tat*, deshalb mußte er an die Gegenwart anknüpfen und ihre Schranken anerkennen.

Es gibt namentlich in unserm deutschen Volk Staatsmänner, die keine Politiker sind, und noch häufiger Politiker, denen das Staatsmännische abgeht. Vollmar vereinigte beides, und beides kam bei ihm aus der selben Wurzel: seinem unverfälschten, naturwüchsigen Lebensgefühl. Er handhabte alle Waffen der Agitation mit der Sicherheit und der Eleganz, die ein überlegener Geist und angeborener Humor verleihen, aber sie wurden ihm nie mehr als Mittel zum Zweck. Er vergaß in der Kritik an dem alten Staat, der wahrhaftig ihm persönlich das Übelste angetan hatte, nicht, daß dieser Staat die, wenn auch noch so unzulängliche Organisation und Vertretung des deutschen Volkstums war. Er unterhielt viel mehr als die meisten anderen Parteigenossen internationale Beziehungen; hatte er doch selbst ein Jahrzehnt im Exil gelebt. Aber er vergaß nie, daß es für den deutschen Sozialdemokraten auch nationale Aufgaben und Pflichten gibt, er lehnte den nationalen Dünkel und Chauvinismus nicht nur in Deutschland sondern auch bei den anderen Nationen ab und wandte sich ebenso gegen das andere Zerrbild: die Verneinung der Nation und die Selbstbeschimpfung. Dies alles entsprang seiner Fähigkeit die Gesamtheit der Dinge zu überblicken, das Kleine klein, das Große groß zu sehen.

Es ist ganz verkehrt die Persönlichkeit Vollmars unter die Formel bringen zu wollen, er hätte alle Kräfte im Parlamentarismus statt in der Volksbewegung gesucht. Vollmar hatte ein viel stärkeres Gefühl für das Volkstum, war viel unmittelbarer mit dem Volk verbunden, als so mancher, der es nur vom Pult des Versammlungsredners oder vom Redaktionssessel des Parteiblatts aus kennt und beurteilt. Das Volk, und nicht nur das seiner engern Heimat, in seinen Arbeiten und Nöten war ihm vertraut. Demokratisches Gefühl war ihm nicht eine Theorie sondern ein Teil seiner wirklichkeitsfrohen Natur. Man muß ihn im persönlichen Verkehr mit Leuten jeden Standes und Bildungsgrads gesehen haben, um ihn in seiner ganzen köstlichen Menschlichkeit zu kennen. Die Arbeit der Agitation und Organisation lag Vollmar durchaus nicht fern: mit welchem Erfolg er sie betrieb, zeigten das Anwachsen und der Aufbau der Partei in Bayern unter seiner Führung, zeigte auch die persönliche Verehrung, die Vollmar allerorten in Bayern genoß. Vollmar hatte ein volles Verständnis für die theoretischen Fragen der Politik und wußte sie viel klarer und von den Schlacken der Agitationsphrase gereinigter zu behandeln als viele, die sich für große Theoretiker hielten. Aber wegen der ungünstigen Wirkungen auf die Werbekraft der Partei und der Lähmung der Organisation lehnte er nach Möglichkeit die Stellungnahme in den nie abreißenden "Fällen" und Diskussionen ab, mit denen betriebsame Literaten und beschränkte Agitatoren die Partei jährlich zu versorgen pflegten.



Das Parlament war für Vollmar der Platz, wo er unmittelbar auf Gesetzgebung und Verwaltung einwirken konnte. Der bayrische Landtag übte nach Überlieferung und Zusammensetzung einen viel stärkern parlamentarischen Einfluß aus als damals der preußische und sächsische. So wurde für Vollmar der Übergang in die bayrische Politik auch der Schritt vom journalistischen Wortradikalismus zur praktischen Reformtätigkeit. München war ihm nicht ein Capua der entnervenden Ruhe sondern eine Werkstatt rastloser Arbeit, die er, sooft sie ihn auch zwang sich mit Kleinlichem abzugeben, doch mit nie ermüdender Aufopferung und Treue betrieb. Die Arbeiten des bayrischen Finanzausschusses fesselten ihn manchmal Winter und Sommer an München. Wenn Vollmar seine Tätigkeit mehr und mehr auf Bayern beschränkte, so war dies ein bedauerlicher Verlust für den Reichstag, dessen Debatten durch seine Sachlichkeit und zugleich Schlagfertigkeit immer ein gewisses höheres Niveau erhielten, aber es war die Konsequenz aus der unfruchtbaren Stellung, zu der die damalige Politik der Sozialdemokratie im Reich durch die Verhältnisse in und außerhalb der Partei leider verurteilt war.

Vollmar hatte die bayrische Sozialdemokratie hochgebracht im Kampf gegen die bürgerlichen Parteien, in erster Reihe gegen das Zentrum. Als Politiker suchte er mit seiner Agitation in der oberbayrischen Landbevölkerung Fuß zu fassen, die man in Erinnerung an die Zeiten der Hörigkeit, dort noch die "Gescheerten" nannte, und die er aus der hergebrachten Unterordnung unter Beamtenschaft und Geistlichkeit zu lösen suchte. Der Erfolg war überraschend. Ob er dauernd gewesen wäre, darf man bezweifeln. Die Lust zur Auflehnung gegen die alte Vormundschaft von Staat und Kirche hätte vielleicht auf die Dauer nicht genügt die wirtschaftliche Anziehungskraft zu überwinden, durch die der selbständige Bauer mit den herrschenden Gewalten verbunden war. Jedenfalls war Vollmar der erste und einzige, der einen ernsthaften Versuch zu einer sozialdemokratischen Agrarbewegung unternahm. Der Bannstrahl der "Theoretiker" machte dem ein Ende. Sie witterten argwöhnisch etwas Neues, das zu einem Zusammenwirken des arbeitenden Volkes in Stadt und Land und damit zu einer Verwischung der rein industriell proletarischen, auf den Gesichtskreis allein der *Konsumenten* landwirtschaftlicher Erzeugnisse eingestellten Parteiüberlieferung führen könnte, und sie stellten mit Kopfschütteln fest, daß die lederhosigen Genossen, die Bayern zum Parteitag schickte, wenig in Marx' Kapital zu Haus waren (wie weit sie selber es waren, bleibe ununtersucht).

Kampf aber und agitatorische Erfolge waren für Vollmar, diese kampfesfrohe Natur, diesen einstigen "schweren Reiter" und scharfen journalistischen Polemiker, nie Selbstzweck. Sachliche Erfolge, Einfluß und Macht waren ihm Ziele, ohne die alle Organisationen und Mandate in Staat und Gemeinden leerlaufende Maschinen gewesen wären. Mit dem sichern Gefühl des wahren Staatsmanns spürte Vollmar den Augenblick, wo eine Verbindung mit den Gegnern nötig wurde, auch hier geleitet von seinem tiefen Verständnis für das wahrhaft Volkstümliche. Die Kämpfe um eine Wahlreform in Bayern hatten im Sommer 1899 einen Höhepunkt erreicht. Gleichzeitig stand im Reichstag das Knebelungsgesetz gegen die Gewerkschaftsbewegung, das sogenannte Zuchthausgesetz, zur Beratung, das noch mehr einem plötzlichen Einfall Wilhelms II., als den Intrigen der Großindustrie

entstammte. Das Zentrum benahm sich trotz einer vortrefflichen Rede des alten Lieber höchst zweideutig und vertagte die Beschlußfassung über den Sommer, um Zeit zum Kuhhandel mit der Regierung und den Parteien der Rechten zu gewinnen. Diese Ferien nutzten die Bayern aus. Bayrische Zentrumsarbeiter forderten von ihren Führern ein entschiedeneres Zusammengehen mit der Sozialdemokratie. Das war ein Schreck, der wirkte. Das Zentrum ließ das Zuchthausgesetz in die Versenkung fallen, und an den Kaisergräbern im Dom zu Speyer schlossen Georg von Vollmar und Franz Josef Ehrhart die berühmt gewordene Vereinbarung mit einem hohen Kleriker über die Wahlunterstützung. Man hat damals an dieser Vollmarschen Politik auszusetzen gehabt, daß sie dem Zentrum die absolute Mehrheit im bayrischen Landtag verschaffte, von der es in der Tat einen nicht gerade von des Gedankens Blässe angekränkelten Gebrauch auch gegen die Sozialdemokratie gemacht hat. Vollmar war demokratisch genug dies in einem Land, dessen Volksmehrheit klerikal ist, ruhig in Kauf zu nehmen. Er trieb eine Politik auf lange Sicht, in dem Bewußtsein, daß es der Sozialdemokratie, wenn sie überhaupt eine Bedeutung beanspruchen könnte, gelingen müßte mit der Zeit weitere Kreise des Volkes an sich zu fesseln. Er war nie Illusionist, aber vom Glauben an die Zukunft der sozialistischen Idee durchglüht.

Sehr charakteristisch für Vollmar und, so weit sie auch zeitlich zurückliegen, doch noch von praktischer Bedeutung sind die Artikel Vollmars zu dem Eintritt Millerands in die französische Regierung der nationalen Verteidigung, die 1900 und 1901 in den Sozialistischen Monatsheften erschienen. Abgesehen von der Entschiedenheit, mit der er hier ein Gewebe von Zweideutigkeiten und offenbaren Verfälschungen der Tatsachen zerreißt, liegt der Wert dieser Erörterungen in der Kennzeichnung der Politik der Abstinenz, die nichts ist als eine Furcht vor der Verantwortlichkeit und eine Neigung zum bequemen Wiederkäuen der Agitationsphrasen. Vollmar zeigt, wie dieser "Radikalismus" unmittelbar zum Verrat an der Republik und zur Unterstützung der Reaktion ausschlug. Nach 20 Jahren machen wir diese Erfahrung immer von neuem, und auch in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands fehlt es noch immer nicht an einer gewissen Neigung auf diese alten, faulen Wege zurückzukehren.

Durch seinen Sinn für das Wirkliche und praktisch Notwendige war auch Vollmars Stellung zu den Etatsbewilligungen bestimmt. Eine Partei, die Einfluß auf den Staat ausüben will, muß als Machtmittel die Etatsverweigerung benutzen; diese aber wäre ohne Bedeutung und Einfluß, wenn sie unbedingt erfolgte und nicht durch die Bereitwilligkeit unterstützt würde vorkommendenfalls auch die Verantwortung für den Staat und seine Bedürfnisse zu übernehmen. Ganz wie in der Frage der Beteiligung an der Regierung trat gegen diesen staatsmännischen Willen zur Macht der Trieb zur reinen Agitation auf, dem die bedingungslose Verneinung am bequemsten erscheint. Daß diese aber auch der Agitation Schwierigkeiten macht, sobald sie mehr in die Tiefe gehen will, hatte Vollmar praktisch empfunden und betonte er regelmäßig.

Die Entwicklung hat Vollmar recht gegeben. Doch als der Krieg ausbrach und der Sozialdemokratie die wichtigste Verantwortung für die Existenz der Nation zufiel, war er, dessen Politik einer solchen Aufgabe vorgearbeitet hatte, schon seit Jahren ein gelähmter Mann und von jeder Mitarbeit

ausgeschlossen. Seelisch aber nahm er an dem Existenzkampf des deutschen Volkes und an dem Wirken der Partei aufs innigste teil. Trotz schwerstem Leiden verfolgte er die Ereignisse der Politik mit immer klarem Geist und in der selben Liebe zu seinem Volk und Vaterland, die ihn niemals verließen. Schwerer als alle Schmerzen des Körpers trafen ihn der Zusammenbruch Deutschlands und die Ausartungen des Münchener Räteregiments. Mit dem verirrt und verlockten Volk selber hatte er auch damals mehr ein humorvolles Mitleid. Als die Kommunisten sich auch an dem Ort seiner Zurückgezogenheit einnisteten, hatten sie doch zu viel Respekt vor dem alten Führer und Landsmann, um sich an ihm und seinem Haus zu vergreifen.

Vollmar, der immer rastlos Tätige, wenn die Pflicht rief, hatte einen innern Drang und eine wundervolle Anlage zu einer durch Kunst und Wissenschaft, durch Freude an der Natur und Liebe zu den Menschen verklärten Muße. Ihr diente sein Heim am Walchensee, dessen ländliche Möbel und Wandfüllungen er großenteils selbst mit kunstgeübter Hand gemeißelt hatte, und das mit tiefstem Behagen durch seine Gattin erfüllt wurde, in deren Nähe alles zu Schönheit, Reinheit und Weisheit gedieh. Dies anspruchslose Haus vor dem weitausgebreiteten, unergründlichen See unter dem sonnigen, blauen Himmel erschien wie ein Symbol der Tiefe, Güte und Reinheit seiner beiden Bewohner. Oft trieb es ihn aus der Heimat auf weite Reisen, und es war wundervoll, wie er davon zu erzählen wußte; Landschaftsbilder und Vegetation, Kunstwerke und Volkssitten, nichts entging seinem Interesse und seinem Blick.

Nun sind diese Augen geschlossen, die unaufhörlich von dem goldenen Überfluß der Welt getrunken haben. Nun stehen wir Freunde an der Bahre dieses Mannes, der uns mehr als irgendein anderer ein Genosse, ein Deutscher und ein Mensch zugleich war. Er ragte in die traurige Gegenwart hinein als eine Erinnerung an frohere Zeiten, aber als Mahnung dem Glauben an die innere Kraft unseres Volkes und an eine kluge Erfolgspolitik nicht untreu zu werden. Wer das Glück hatte neben ihm zu kämpfen, seine Freundschaft zu finden, wird nie vergessen, was er Vollmar schuldig ist.

## EDUARD BERNSTEIN · AUS VOLLMARS POLITISCHER ENTWICKELUNG

**G**EORG von Vollmar wird in der Geschichte der Sozialdemokratie fortleben als der Mann, der, nachdem er sich in Kämpfen für sie großes Ansehen errungen hatte, ohne aus der traditionellen Verfechtung ihrer Grundsätze und Forderungen besonders hervorzutreten, dann als erster den Versuch machte ihr einen neuen Weg zu weisen; der dabei aber auf heftigen Widerstand stieß, so daß er längere Zeit nur über eine kleine Zahl überzeugter Anhänger gebot und erst die Aufnahme der von ihm verfochtenen Methode des Kampfs durch die größte Fraktion der Sozialdemokratie Deutschlands erlebte, als körperliche Lähmung ihn der Möglichkeit beraubte an leitender Stelle dieser Partei seine Führereigenschaft zu betätigen.

Als einer der wenigen noch lebenden Altersgenossen Vollmars, der lange Zeit auch im engern Sinn sein Kampfgenosse war, bin ich aufgefordert

worden etwas aus meinen Erinnerungen über seinen Entwicklungsgang zu veröffentlichen. Ich komme dieser Aufforderung gern nach, weil es mir ein Bedürfnis ist des unter so tragischen Umständen Dahingegangenen ausführlicher zu gedenken. Ich muß aber vorausschicken, daß ich gerade das nicht werde leisten können, was am meisten der Behandlung wert wäre: nämlich eine auf intime Beobachtung oder engern Verkehr gestützte Schilderung dessen, wie und auf Grund welcher Eindrücke und Überlegungen sich die Wandlung in Vollmar vollzogen hat. Gerade in jener Periode seines Lebens stand ich ihm dazu nicht nahe genug. Unser Verhältnis zu einander war überhaupt nicht das besonders naher Freunde. Wir haben nie einen Streit mit einander gehabt, der ins Persönliche ging. Wir haben stets freundschaftlich zu einander gestanden. Aber diese Freundschaft beruhte lediglich auf parteigenössischer Gesinnungsgemeinschaft, hatte keine seelische Intimität als Grundlage. Zu dieser kam es nicht, teils aus mehr äußeren Gründen, vornehmlich aber wegen der Verschiedenheit unserer Naturen.

Zum erstenmal traf ich Vollmar im Winter 1877-1878 bei einer Besprechung sozialistischer Redakteure und Intellektueller, habe aber damals meiner Erinnerung nach kein Wort unmittelbar mit ihm gewechselt, und er dürfte mich dort kaum bemerkt haben. Erst seine Berufung nach Zürich zur Übernahme der Redaktion des dort ins Leben gerufenen Parteiorgans vermittelte unsere gegenseitige Bekanntschaft. Es war im Spätsommer 1879. Mir war es, als die Gründung des Blattes beschlossen worden war, zugefallen mit den beiden Persönlichkeiten zu korrespondieren, die für dessen Redaktion vornehmlich in Betracht kamen: dem Journalisten Karl Hirsch, einem Freund Wilhelm Liebknechts, und Georg von Vollmar, dem August Bebel den Vorzug gab. Vollmars Briefe machten auf mich einen bei weitem bessern Eindruck als die des andern. So tat ich denn mein möglichstes, um Vollmar zur Annahme der Redaktion zu gewinnen und Hirsch die Ablehnung leicht zu machen, und war hocheifrig, als mir beides gelang. Auch der persönliche Eindruck, den Vollmar, als er nun nach Zürich kam, auf mich machte, war überaus erfreulich. Vollmar hatte vieles, was für ihn einnahm: ein offenes Wesen, verbunden mit einer ruhigen Festigkeit, einen weiten Gesichtskreis und einen guten Humor. Nachdem er sich erst in Zürich niedergelassen hatte, zeigte er sich auch als guten Organisator. Hauptsächlich ihm war es zu danken, daß an allen größeren Orten der Schweiz, wo bis dahin die dort arbeitenden deutschen Arbeiter nur in den der Sorge für leibliche Bedürfnisse, Turnerei und dergleichen gewidmeten Deutschen Arbeitervereinen zusammenkamen, Auslandsmitgliedschaften der deutschen Sozialdemokratie ins Leben traten, die Gelder für die in der Heimat unterdrückte Partei sammelten und ihr auch allerhand unmittelbar auf dem Gebiet der politischen Propaganda liegende Dienste leisteten. Es war ferner der Mittelpunkt jener von Bebel in seinen Lebenserinnerungen beschriebenen freien Zusammenkunft von in Zürich lebenden tätigen Mitgliedern der Partei und ausländischen Sozialisten, die sich, nach der 1877 in Berlin begonnenen ähnlichen Zusammenkunft, Mohrenklub nannte und, wie jene, sich keineswegs nur der Kneiperei hingab. Vollmars interessante Persönlichkeit zog viele Leute an, die sonst den Zusammenkünften des Klubs und der Züricher Mitgliedschaft der Partei ferngeblieben wären, und seine Gabe Menschen zu behandeln und sie nach ihrer Individualität zu Betätigungen für die Partei aufzumuntern, kam der Entfaltung jener Vereinigungen sehr zugute.

Nicht so viel Anerkennung wie seine organisatorische Betätigung trug ihm seine Tätigkeit als Redakteur ein. Wohl konnte er schreiben, seine Artikel hatten Inhalt und geschmackvolle Form. Aber er war mehr Schriftsteller als Journalist. Zu diesem fehlte ihm die Leichtigkeit der Feder; in der Polemik holte er gewöhnlich zu weit aus, und er kam dadurch dem in dieser Hinsicht ebenso findigen wie gewissenlosen Johann Most gegenüber, der in der Londoner Freiheit die von ihm verlassene Partei mit Beschimpfungen und Verdächtigungen überschüttete, wiederholt ins Hintertreffen. Der Kampf mit Most, der uns in Zürich wichtiger erschien als er wohl in Wirklichkeit war und jedenfalls von der in Leipzig sitzenden Leitung der Partei erachtet wurde, nahm einen größern Raum im Sozialdemokraten ein als die Mehrheit für gerechtfertigt hielt, und ebenso fand diese, daß, in der Konkurrenz mit der Freiheit, Vollmar, der übrigens schon in Deutschland dem linken Flügel der Partei zugeneigt hatte, sich zu weitergehenden Zugeständnissen an den von jener gepredigten Radikalismus hinreißen ließ als der Lage entsprach. Anderes kam hinzu, und das Verhältnis zwischen der Mehrheit der Leipziger und Vollmar gestaltete sich ziemlich unerquicklich.

Da nahm im Dezember 1880 Vollmar eine denunziatorische Notiz Mosts in der Freiheit zum Anlaß, um anzukündigen, er müsse, um der Entziehung seiner Militärpension vorzubeugen, auf einige Zeit Zürich verlassen. Um ihm dies zu ermöglichen, erklärte ich mich bereit ihn in der Zwischenzeit zu vertreten. Vollmar war damit einverstanden und übergab mir die Redaktion. Er reiste nach Paris ab, wo er fast ein Jahr blieb; bei mir aber wurde aus dem Interimistikum wider meine damalige Absicht ein Definitivum. Beiläufig habe ich erst aus dem 3. Band der Bebel'schen Erinnerungen erfahren, daß Vollmar seine Stelle schon Anfang Dezember der Parteileitung in Leipzig gekündigt hatte.

Der Aufenthalt in Paris ist auf Vollmars politische Entwicklung unzweifelhaft von Einfluß gewesen. In einem seiner Briefe aus Paris schrieb er mir, was er dort gesehen und erfahren, hätte ihm mancherlei Illusionen zerstört. Das bezog sich unter anderm auf Einzelheiten der Geschichte der Pariser Commune, daneben aber auch auf den schwachen Stand der sozialistischen Bewegung Frankreichs. Diese befand sich damals in völliger Gärung. Die gerade um jene Zeit gegründete Arbeiterpartei, die dem in Frankreich spukenden Revolutionsutopismus ein Ende machen sollte, und der Marx zu diesem Behuf die Einleitungssätze ihres Programms geliefert hatte, stand am Vorabend einer Spaltung. Anarchisten, Blanquisten und Kommunisten aller Gattungen schienen neben ihr ungeschwächt ihr Spiel weiter treiben zu wollen. Daß Vollmar im Streit der Fraktionen der Arbeiterpartei für die als possibilistisch befehdete Richtung Brousse-Malon Partei ergriff, bedeutete noch keine Wendung zu einer grundsätzlich possibilistischen Politik sondern bezog sich wesentlich auf die Kampfweise ihrer Gegner und war politisch nur erst eine Auflehnung gegen eine Ausmalung des Kampfs der Arbeiterklasse, von der wir heute wissen, daß sie nur irrtümlich als das Diktat Marxens genommen wurde, von diesem vielmehr als Rückfall in den Bakunismus verurteilt worden war. Indes, ganz ohne Rückwirkung auf Vollmars politisches Denken sind die damaligen Auseinandersetzungen zwischen den immerhin bedeutenderen der französischen Sozialisten jener Tage doch nicht geblieben, wenn sie sich auch erst später in Anwendung auf deutsche Verhältnisse geltend machte.

Im Oktober 1881 wurde Vollmar bei den in jenem Monat abgehaltenen allgemeinen Reichstagswahlen vom sächsischen Wahlkreis Mittweida-Limbach-Frankenberg in den Reichstag gewählt. Er kehrte nicht sofort nach Deutschland zurück sondern schlug sein Zelt zunächst wieder in Zürich auf und beschränkte längere Zeit seinen Aufenthalt in Deutschland auf die Monate, wo der Reichstag zur Tagung versammelt war. Seine erste Reichstagsrede gestaltete sich für ihn zu einem großen Erfolg. Sie galt dem von Bismarck vorgelegten Entwurf eines Tabakmonopols, und Vollmar begründete dessen Ablehnung durch die sozialdemokratische Fraktion in einer längern Rede, bei der er durchaus das Ohr des gutbesetzten Hauses hatte. Einigen sozialistischen Kollegen erschien sie nicht ganz auf der Höhe der Theorie, aber sie war geschickt aufgebaut, von gutem Humor durchweht und schlug um so mehr ein, als die große Mehrheit des Hauses selbst der Vorlage ablehnend gegenüberstand. Die bürgerliche Presse berichtete ausführlich über sie, und die großen Organe der freisinnigen Partei verkündeten Vollmar als den »kommenden Mann seiner Partei«.

Die Anerkennung, die ihm von dieser Seite zuteil geworden war, hinderte Vollmar nicht an seinem Standpunkt der Intransigenz festzuhalten. Im Sommer des folgenden Jahres übergab er mir einen Artikel zur Veröffentlichung im Sozialdemokraten, worin er unter Berufung auf Wilhelm Liebknechts Rede von 1869 über die politische Stellung der Sozialdemokratie nachzuweisen suchte, daß die Sozialdemokratie durchaus kein Interesse an der baldigen Aufhebung des Sozialistengesetzes habe sondern im Gegenteil wünschen müsse, daß das Gesetz erhalten bleibe und die Partei zum Entscheidungskampf dränge. Die Genossen mußten allesamt von der Überzeugung erfüllt werden, daß kein Vergleich, kein Friedensschluß den Kampf abwenden könne, sondern daß die Entscheidung allein beim Schwert stehe. Wörtlich hieß es dann: »Lassen wir alles Verstecken, Vertuschen, Leugnen und Heucheln als unser unwürdig . . . Sagen wir offen und steifnackig unseren Feinden: Jawohl, wir sind "staatsgefährlich", denn wir wollen euch vernichten. Jawohl, wir sind die Feinde eures Eigentums, eurer Ehe, eurer Religion und eurer ganzen Ordnung. Jawohl, wir sind Revolutionäre und Kommunisten. Jawohl, wir werden der Gewalt mit Gewalt begegnen. Jawohl, wir glauben fest an eine baldige Umwälzung und Befreiung, wir hoffen auf sie und bereiten uns durch geheime Organisation und Agitation und alles, was eure Gesetze verbieten und uns gut dünkt, auf sie nach Kräften vor.« Auch auf dem 2. geheimen Kongreß der Partei, der im März 1883 in Kopenhagen stattfand, äußerte sich Vollmar im Sinn einer entschiedenen Intransigenz. An der Spitze einer Anzahl Delegierter aus den Industriegebieten Sachsens und des östlichen Thüringens verfocht er dort unter anderem mit Schärfe einen Antrag, wonach die Partei bei Stichwahlen zwischen nichtsozialdemokratischen Parteien ausnahmslos ihre Anhänger zur Wahlenthaltung aufzufordern habe.

In beiden Fällen stieß er mit diesen Kundgebungen jedoch auf den Widerspruch von Leuten, die er für gewöhnlich auf seiner Seite gefunden hatte. Dem Artikel für den Fortbestand des Sozialistengesetzes trat im Sozialdemokraten August Bebel ziemlich heftig entgegen, und in Kopenhagen war es der Schreiber dieser Zeilen, der in eingehender Rede darzulegen suchte, daß eine Bindung der Partei zur Wahlenthaltung, wie Vollmar sie gefordert hatte, der unpolitischste Beschluß sei, den man sich nur denken könne.

Vollmar wollte das nicht zugeben. Als aber 1½ Jahr darauf, bei der Reichstagswahl von 1884, Vollmar in einem der beiden Wahlkreise Münchens, wo er nun kandidierte, mit einem Zentrumsmann in Stichwahl kam, während im Nachbarwahlkreis Zentrum und Nationalliberale in Stichwahl kamen, gab er für diese beiden Wahlen in großen Versammlungen eine Parole aus, die dem vorerwähnten Antrag schroff widersprach. Sie lautete nämlich: Das Zentrum muß auf jeden Fall aus München hinaus! Was nach Lage der Dinge praktisch keine andere Wirkung hatte als ein Wahlbündnis mit den Nationalliberalen sie gehabt hätte. Vollmar erhielt in München II so viele Stimmen wie nötig waren, um seinen Sieg zu sichern, wogegen in München I die Mehrheit der sozialdemokratischen Wähler für den Nationalliberalen stimmte. Ich muß gestehen, daß dieses Verhalten Vollmars mich damals sehr verdroß. Es erschien mir als ein Akt von Opportunitätspolitik, den ich ihm nicht zugetraut hätte. Nach dem Votum von Kopenhagen, das selbst die Unterstützung ehrlicher, bürgerlicher Demokraten ausschließen wollte, diese Transaktion mit Angehörigen einer Partei, die damals der Sozialdemokratie grundfeindlich gegenüberstand! Wo blieb da die Gesinnungstreue, die des Politikers höchstes Gut sein soll?

Indes sah die Sache von Zürich aus gesehen schlimmer aus als sie in Wirklichkeit war. Vollmar war in der Zwischenzeit nach München übergesiedelt, in die Hauptstadt seines Heimatlands Bayern. Dort fand er Verhältnisse vor, die sich von denen Sachsens, wo er seine politischen Lehrjahre durchlebt hatte, gründlich unterschieden. Bayern war noch überwiegend Bauernland, seine Industrie nur erst in bestimmten Zentren zu einer besonderen Höhe gediehen, der Klassenkampf noch nicht vorherrschende soziale Erscheinung. Im Gegensatz zu Sachsen, wo der Klassengegensatz zu solcher Schärfe gediehen war, daß die bürgerlichen Parteien sich kaum noch von einander unterschieden, konnten diese sich hier noch Kämpfe gestatten, angesichts deren jeder von ihnen der Kampf mit der Sozialdemokratie als der weniger bedeutende erschien, und der in allen Schichten verbreitete Gegensatz gegen Berlin schuf bei aller Verschiedenheit der Motivierung eine Atmosphäre, die bewirkte, daß die Menschen die heimischen Kämpfe überhaupt weniger intensiv empfanden. Um es drastisch auszudrücken: Man nahm sich politisch weniger ernst. Es war daher nur natürlich, daß in dieser, so ganz andern Welt auch Vollmars politisches Empfinden und Denken nicht das gleiche blieb. Bebel hat 2 Jahrzehnte später, in seiner Dresdener Rede gegen eine reformistische Politik der Sozialdemokratie, München das »Capua der deutschen Sozialdemokratie« genannt. Bebel, dessen Psychologie nicht selten etwas materialistisch getönt war, hat dabei auch an die Besserung in den Lebensverhältnissen Vollmars gedacht, die er für die Wandlung in dessen Anschauungen über die Politik der Sozialdemokratie verantwortlich zu machen suchte. Davon kann bei Vollmar natürlich keine Rede sein. Jene Erklärungsweise findet zudem in der einfachen Tatsache ihre Widerlegung, daß es in der sozialistischen Bewegung eine ganze Anzahl begüterter Anwälte einer sozialistischen Umsturzpolitik gegeben hat. Richtig ist indessen, daß es in Bayerns Hauptstadt unmöglich war sich Selbsttäuschungen über die Nähe eines sozialistischen Umsturzes hinzugeben. Nun konnte Bayern freilich nicht als typisches Bild für Deutschlands ökonomisch-soziale Entwicklungshöhe gelten. Aber das war auch bei Sachsen nicht der Fall. Was jenes in dieser Hinsicht hinter dem Durchschnitt zurück war, war die-

es wieder über ihn hinaus. Um so weniger konnte daher eine Wahltaktik, die im Gebiet des sächsischen Manchester naturgegeben erscheinen mochte, als das gleiche in einem Zentrum so vielfältiger geistiger und materieller Strömungen wie München erscheinen. Vollmar hätte die außerordentliche Popularität, die er in München erwarb, den starken Einfluß, den er dort bald ausübte, sich unmöglich auf die Dauer bewahren können, wenn seine Politik in erheblichem Widerspruch zu den Bedingungen gestanden hätte, die dort für die Sozialdemokratie gegeben waren.

In der geistigen Atmosphäre Münchens (man könnte vielleicht besser sagen: in der Atmosphäre des geistigen Münchens) und unter dem Einfluß seiner parlamentarischen Tätigkeit schärfte sich Vollmars Blick für die nicht bloß wahltaktischen Möglichkeiten der Sozialdemokratie in Deutschland. Ich weiß nicht, ob er Aufzeichnungen über seinen geistigen Entwicklungsgang verfaßt und hinterlassen hat. Sollte es nicht der Fall sein, so würde man an der Hand seiner in den nun folgenden Jahren gehaltenen Reden und veröffentlichten Aufsätze feststellen können, wie die taktische Wendung von 1884, die noch in der Hauptsache der nicht tiefer erfaßte Niederschlag der veränderten Umgebung gewesen sein kann, sich allmählich zu einer ganzen Änderung der politischen Betrachtungsweise ausweitete und vertiefte. Ein sich sehr rasch vollziehender Prozeß war es sicherlich nicht gewesen. Das verhinderte schon das noch obwaltende Sozialistengesetz mit seinen wechselnden Anwendungen, das im Jahr 1886 Vollmar eine Verurteilung im Freiburger Geheimbundprozeß zu 9 Monaten Gefängnis zuzog. Erst als dieses gefallen war, fand das, was sich jahrelang in ihm vorbereitet hatte, in jener Rede über die nächsten Aufgaben der Partei konkreten Ausdruck, die Vollmar am 1. Juni 1891 in München in einer Mitgliederversammlung der Partei hielt, und die von der Presse als das Pronunziamento einer Änderung der Politik der Sozialdemokratie weithin ausgerufen wurde.

Sie war nicht als ein solches von ihm beabsichtigt gewesen. Es war mit ihr zugegangen wie vorher und nachher wiederholt mit ähnlichen Reden. Bürgerliche Blätter hatten sie aufgegriffen, als Verkündung einer neuen Politik ausposaunt und dadurch gerade die Partei stutzig gemacht und gegen Vollmar aufgestachelt. Die Folge war jene Polemik, in der Bebel die Führung im Kampf gegen Vollmar übernahm, ein Kampf, der seinen zeitweiligen Abschluß auf dem Parteitag zu Erfurt durch die einstimmige Annahme einer auch von Vollmar akzeptierten Resolution fand, in der die Partei ihr Festhalten an der bisher von ihr beobachteten unbeugsamen Oppositionsstellung bekundete. Vollmar hatte die Resolution mit gutem Gewissen akzeptieren können, da er in seiner Rede die grundsätzliche Haltung der Sozialdemokratie in keiner Weise beanstandet sondern nur die Meinung ausgedrückt hatte, es empfehle sich den unmittelbaren Tageskampf der Partei auf bestimmte Forderungen zu konzentrieren, an denen die Arbeiterklasse besonders interessiert sei, und in diesem Kampf dem guten Willen auf der Gegenseite, wo er sich als ernst gemeint erweise, die offene Hand zu zeigen. Das war kein Preisgeben der grundsätzlichen Stellung sondern sollte nur eine Änderung der Methode des Kampfs bedeuten, wie sie nach Vollmars Ansicht der geänderten politischen Situation entsprach. Aber Wilhelm Liebknecht, August Bebel, Paul Singer und andere angesehene Führer der Partei faßten sie als ein Preisgeben der Parteigrundsätze oder zu ihm führend auf und glaubten den Anfängen mit aller Energie wehren zu müssen.



Blickt man heute, nach mehr als 30 Jahren, in ruhiger Objektivität auf die damaligen Diskussionen zurück, so wird man, ohne sich dem Vorwurf der Kompromisselei auszusetzen, sagen dürfen, daß da auf beiden Seiten Recht und Unrecht war. Bebel hatte, als der Hauptkritiker Vollmars, um mich so auszudrücken, recht in der Witterung. Er witterte nicht mit Unrecht mehr in Vollmars Rede als in ihr ausgesprochen war und diesem wahrscheinlich selbst bei der Ausarbeitung vorgeschwebt hatte. Aber er hatte unrecht in der geschichtlichen Wertung des von ihm gewitterten Kerns der Vollmarschen Darlegungen und vor allen Dingen unrecht in dem Glauben diesen Kerngedanken mit Hilfe einer Parteitagsresolution ausrotten zu können. Vollmars Unrecht wiederum bestand darin, daß er den Bekämpfern dieses Kerngedankens zu weit nachgab, daß er glaubte ihn als unzulässig anerkennen zu müssen. Niemand, der im Protokoll des Erfurter Parteitags seine Antworten auf Bebels Anklagereden nachliest, wird ihm das Zeugnis versagen können, daß er das, was er in München gesprochen hatte, in Erfurt mannhaft und eindrucksvoll verteidigt hat. Namentlich seine erste Rede erhebt sich an einigen Stellen zu einer Höhe, die die ungleich stärker einschlagende Rede Bebels nicht erreicht hat. Aber im ganzen blieb er doch zu sehr beim Formalen stehen. Er verteidigte mehr das formale Recht zu seinen Vorschlägen innerhalb der Parteitradition als deren Recht gegen diese. Wo es sich darum handelte die Richtigkeit jener Vorschläge zu verfechten, blieb er halben Wegs stehen.

Aber seine Position war auch überaus schwierig. Ohne in der Abrechnung mit der Tradition weiter zu gehen als er gehen mochte und nach Lage der Dinge ohne Schädigung der Partei gehen konnte, war der Beweis der Richtigkeit damals nicht zu führen. Er hätte auf die Theorie der Bewegung eingehen müssen, und die Beschäftigung mit denjenigen theoretischen Fragen, auf die es dabei angekommen wäre, lag ihm nicht. Aber wenn Vollmar damals der Tradition ein Opfer brachte, so gab er darum das kritische Urteil ihr gegenüber nicht auf. Bei den verschiedensten Gelegenheiten geriet er mit ihr in Widerspruch. Nach meiner Ansicht nicht immer auf der richtigen Seite. Jedoch darin von einer richtigen Erkenntnis geleitet, daß der Tag kommen werde, wo sie der Wucht der geschichtlichen Tatsachen werde nachzugeben haben.

Der Tag ist gekommen. Am 9. November 1918 wurde er eingeläutet. Aber sein Werk ist erst halb vollbracht. Wir stehen noch mitten im Kampf mit der Tradition, und es geht bei ihm um Lebensfragen der jungen Republik wie Deutschlands überhaupt. Nur schrittweise bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß höher als die Ansprüche einst berechtigter, weil den Zeitverhältnissen entsprechender Glaubenssätze die Ansprüche des Lebens sind. Eine Erkenntnis, die freilich für oberflächliche Geister die Verführung zu grundsatzlosem Opportunismus werden kann. Es heißt auch da Maß halten. Und daß Vollmar Maß zu halten verstand, daß er gerade darin Meister war, zeigt neben anderen seiner Reden auch die Münchener Eldoradorede, die mancher heute mit Genuß lesen würde, der sie damals bitter bekämpfen zu müssen glaubte. Gleichviel, ob der Zeitpunkt für sie richtig gewählt war oder nicht: ihrem Geist und ihrer Anlage nach war sie ein Stück Erziehung zu politischem Handeln unter dem Gesichtspunkt der, des geistigen Drucks der Tradition ledigen, frei entscheidenden Vernunft.



# CONRAD SCHMIDT · THEORETISCHE FARBENBLINDHEIT



UF der letzten Tagung der deutschen Arbeitgeberverbände soll, wie die bürgerliche Presse urbi et orbi verkündete, der endgültige Bankrott der Marxschen Theorie durch Othmar Spann bündig konstatiert worden sein. Es verlohnt wohl diese, immerhin bemerkenswerte Tatsache nachzuprüfen, indem man die Ausführungen, in denen sich Spann und neben ihm Leopold von Wiese als Vertreter ökonomischer und sozialer Universitätswissenschaft gegen Marx gewendet haben, auf Grund des authentischen Protokolls<sup>1</sup> einer nähern Betrachtung unterzieht.

»Der große Fehler der sogenannten bürgerlichen Nationalökonomie wie der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt«, erklärt von Wiese durchaus in Übereinstimmung mit seinem Vorredner, »scheint mir darin zu liegen, daß beide im stillen viel zu sehr an die innere Wahrheit und letzte Richtigkeit der marxistischen Anklagen geglaubt haben.« (Vorsichtigerweise fügt er hinzu: »ohne es sich merken lassen zu wollen«. Jedenfalls haben sie das Geheimnis so geschickt verborgen, daß sich bis zu dieser neuen überraschenden Entdeckung wohl wenige Zeitgenossen etwas davon träumen ließen.) Die Vorherrschaft der historischen Richtung in der deutschen Nationalökonomie habe, heißt es dann weiter, »die Waffe stumpf werden lassen, mit der man Marx hätte bekämpfen müssen: das theoretisch, abstrakte Denken«. Insbesondere habe man »unter dem Einfluß der Sozialreform . . . auch auf bürgerlicher Seite« die Marxsche "Ausbeutungstheorie" mehr oder weniger für richtig gehalten und angenommen, »daß wirklich der kapitalistische Unternehmer dem Arbeiter sein Arbeitsprodukt stehle und sich damit bereichere«. Ein Satz, der im Zusammenhang sich gar nicht anders deuten läßt, als daß der Redner selber die Pointe der Marxschen Mehrwertlehre darin sieht, daß Marx durch sie ein Unrecht, das dem Arbeiter von seiten des Unternehmers widerfahre, beweisen will. Während doch Marx bekanntlich, unter prinzipieller Ausscheidung aller ethisch-naturrechtlichen Erwägungen, vielmehr den Nachweis führen will, daß und wie sich die Tatsache des Kapitalprofits prinzipiell durchaus im Einklang mit dem allgemeinen Grundgesetz des Warenaustausches (dem Wertgesetz) erklären läßt. Der Kapitalist, der dem Lohnarbeiter den Wert seiner Arbeitskraft zahlt, könne und müsse, um in Ausübung seiner Unternehmerfunktion Kapitalgewinn zu erzielen, den Arbeiter in dem Betrieb dazu zwingen "Mehrarbeit", tagaus tagein ein größeres Arbeitsquantum zu leisten als das, das er für seine Arbeitsleistung als Reallohn zurückerhält. Nur so könnten die in dem Betrieb für den Verkauf erzeugten Waren einen Überschufwert über den vom Kapitalisten bei der Produktion verausgabten Wertbetrag enthalten, einen Mehrwert, der sich beim Verkauf (ganz oder teilweise) in Profit umzusetzen vermag. Weder bei Wiese noch bei Spann kommen die Problemstellung, von der Marx den Ausgang nimmt, die Gründe, die ihn dabei leiten, und die schlechterdings mit ethischen Kontroversen nichts zu tun haben, zu halbwegs klarem Ausdruck. Das elementare Verkennen der Marxschen, auf ein systematisches Verständnis des kapitalistischen Ge-

<sup>1</sup>) Siehe den Bericht über die Mitgliederversammlung der *Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände* in Köln am 7. und 8. März 1922 /Berlin 1922/, Seite 16 ff.

samtprozesses eingestellten Zielsetzung, das früher üblich war, aber endlich überwunden schien, feiert hier wieder seine Auferstehung.

Othmar Spann, der Schöpfer einer eigenen neuen, von ihm »universalistisch- getauften Volkswirtschaftstheorie, deren wunderlicher philosophisch aufgeputzter Begriffswirrwarr hier bereits ausführlicher beleuchtet wurde<sup>2</sup>, verfährt bei seiner Kritik des Marxschen Systems großenteils nach dem Beispiel, das der von ihm so bewunderte Adam Müller, der dilettantische Romantiker, in seiner gegen Adam Smith gerichteten Polemik gegeben hat<sup>3</sup>. Das vieldeutig schillernde Wörtchen produktiv muß Spann, wie bei Müller, billige Argumente liefern, um den von ihnen angegriffenen ökonomischen Denkern platten Unsinn anzudichten.

Was ist selbstverständlicher, als daß in dem sich ständig forterhaltenden kapitalistischen Volkswirtschaftsprozeß all die verschiedenen Klassen von Agenten, die da ihren Unterhalt gewinnen, das nur können, indem sie wieder und wieder im Prozeß erheische, also in dem Zusammenhang des Prozesses notwendige und nützliche Funktionen ausüben? Wie könnten sie durch ihre Tätigkeit ein Geldeinkommen gewinnen, wenn diese ihre Tätigkeit nicht im Prozeß von anderen begehrt und insofern auch nützlich wäre? So angesehen besteht kein Unterschied zwischen den in Landwirtschaft und Gewerbe handarbeitenden, unmittelbaren Produzenten auf der einen und den kapitalistischen Unternehmern, all den in Handel und Transport Tätigen, den meisten Beamtenkategorien usw. auf der andern Seite. Ja es liegt auf der Hand, daß die meisten dieser in der kapitalistischen Gesellschaft erheischten Funktionen, wenn auch natürlich in entsprechend modifizierter Form, auch in einer supponierten, streng sozialistisch geordneten Gesellschaft unentbehrlich sein würden. Die Produktionsbetriebe würden dann nicht mehr zum Zweck privaten Kapitalgewinns von einzelnen betrieben werden, aber an Stelle der kapitalistischen Unternehmer müßten dann von der Gesellschaft eingesetzte und zu entlohnende Beamte die Leitung der Betriebe dirigieren. Ein anderer Teil der Bevölkerung müßte in der Verteilung der erzeugten Konsumtionsmittel, ein anderer zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, im Bildungswesen usw. notwendig beschäftigt werden und dafür Unterhalt beziehen. Worte sind dreh- und dehnbar, und wer sich just darauf kapriziert Tätigkeiten und Funktionen schon darum, weil sie in dem sich ständig forterhaltenden Wirtschaftsprozeß unentbehrlich sind, produktiv zu nennen, dem wird man es nicht wehren können. Dabei käme dann freilich heraus, daß die Volksschullehrer als Produzenten von Volksbildung, Nachtwächter und Polizei als Produzenten der Sicherheit auf den Straßen figurieren, und was dergleichen Verrenkungen mehr sind. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn man mit der Einführung einer zu solchen sprachlichen Verdrehtheiten führenden Terminologie darauf ausgeht ökonomische Theoretiker, die, wie Smith und namentlich Marx, präzise zu denken und präzise zu sprechen gewöhnt sind, ad absurdum zu führen; wenn man ihnen, die (übrigens durchaus in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Sprachgebrauch des Worts Produktion) die materielle güterproduzierende Arbeit, also in der modernen Volks-

<sup>2</sup>) Siehe die Rundschau *Sozialwissenschaften*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914 II, Seite 1144 ff. und 1919 I, Seite 492 ff.

<sup>3</sup>) Siehe darüber die Rundschau *Sozialwissenschaften*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1921 II, Seite 831 ff.

wirtschaft die Waren für den Verkauf produzierende Arbeit, im Gegensatz zu anderen Tätigkeiten produktive Arbeit nennen, unterschiebt: sie wollten Arbeit anderer Art überhaupt nicht als gleichermaßen gesellschaftlich notwendige und nützliche Arbeit anerkennen.

In der Tat, wenn Marx diese (die warenproduzierende) Arbeit unter Ausschluß anderer wirtschaftlicher Tätigkeiten produktive Arbeit nennt; und die Unterschiede im Tauschwert der Waren letztlich aus Unterschieden im Ausmaß des zu ihrer Erzeugung erforderlichen Aufwands solcher produktiven Arbeit herleitet, verdreht das Spann dahin, daß Marx diese so bestimmte produktive Arbeit damit zugleich zur sozusagen einzigen volkswirtschaftlich notwendigen Arbeit deklariere und ihr ein ausschließendes Anrecht auf das volkswirtschaftlich überhaupt erzeugte materielle Gesamtprodukt zuspreche. Grotesker lassen sich die Dinge nicht auf den Kopf stellen!

Marx' dem Gesamtzusammenhang des kapitalistischen Prozesses tiefsinnig nachspürende Konstruktion der Wert- und Mehrwertstheorie schrumpft so für Spann zu einem bloßen Umweg zusammen, auf dem Marx durch den Nachweis, daß der produktive Arbeiter im Kapitalismus niemals ein unverkürztes Äquivalent für seine eigene nach Zeit gemessene produktive Arbeit erhalte, die "Ungerechtigkeit" der kapitalistischen Wirtschaftsordnung habe demonstrieren wollen. Wo doch niemand schlagender als gerade Marx den Unsinn aufgedeckt hat, der in der Forderung steckt, daß dem produktiven Arbeiter von Rechts wegen der unverkürzte Ertrag seiner produktiven Arbeit gebühre. In der aus dem Marxschen Nachlaß veröffentlichten Kritik des Gothaer Parteiprogramms vom Jahr 1875<sup>4</sup> legt Marx ausführlich dar, daß jenes angebliche "Recht auf den vollen Arbeitsertrag" in keinem gesellschaftlichen Lebensprozeß, wie man sich ihn immer organisiert denke, realisierbar ist; da ja, selbst wenn man eine strikt sozialistische Wirtschaftsordnung unterstellt, aus dem jährlich erzeugten Gesamtquantum materieller Konsumgüter nicht nur der Unterhalt der in Landwirtschaft und Industrie unmittelbar tätigen Produzenten sondern ebenso der der übrigen Bevölkerung bestritten werden muß, derjenigen, die andere notwendige Funktionen ausüben, wie derer, die, sei es überhaupt noch nicht oder nicht mehr, arbeitsfähig sind; wo noch hinzukommt, daß ein großer Teil der materielle Güter produzierenden Gesamtarbeit notwendigerweise immer zur Reproduktion respektive zur Vermehrung und Fortentwicklung der überhaupt nicht in den individuellen Konsum eingehenden Produktionsmittel verwandt werden muß. Das eine mögliche sozialistische Wirtschaftsordnung, in der Produktion und Verteilung einer planmäßigen Leitung durch die Gesellschaft selber unterworfen sind, von dem kapitalistischen Wirtschaftsprozeß unterscheidende Moment ist also *nicht* das Wegfallen der Mehrarbeit überhaupt, das heißt der Differenz zwischen der täglichen Arbeitsleistung der unmittelbaren Güterproduzenten und dem Arbeitsquantum, das sie in Form von Unterhaltungsmitteln zurückerhalten, sondern nur, daß ihre Mehrarbeit nun nicht mehr zur Basis des Kapitalgewinns und des Luxuskonsums der kapitalistischen Klassen werden kann, daß ein großer, durch die kapitalistische Luxurnachfrage früher mit Beschlag belegter Teil der jährlich geleisteten produktiven Gesamtarbeit also dann zur Herstellung

<sup>4</sup>) Siehe Marx Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms, in der Neuen Zeit, 1890-1891 I, Seite 561 ff.

vermehrter Volksbedarfsmittel respektive zur Erfüllung allgemeiner Kulturzwecke frei wird.

Die außerordentliche Bedeutung der Marx'schen Wert- und Mehrwertlehre, der Spann derartige Motive unterschiebt, liegt in der Art und Weise, wie sie Handhaben zu gewinnen sucht jenes für ein wirkliches Begreifen des sich ständig forterhaltenden wirtschaftlichen Gesamtprozesses grundlegend wichtige Differenzverhältnis zwischen Arbeitsleistung und Arbeitsentgelt der unmittelbaren Produzenten, die Leistung von Mehrarbeit, als ein dem kapitalistischen Prozeß immanentes Moment begrifflich scharf herauszuarbeiten und ihn von diesem Punkt her zu beleuchten. Spann fehlt, wie so vielen bürgerlichen Marxüberwindern, vollständig das Organ für die der volkswirtschaftlichen Theorie gestellten Grundprobleme und so die erste Vorbedingung, um die Bedeutung der Marx'schen Theorien abzuschätzen. Es ist ein Zustand theoretischer Farbenblindheit, die, da sie selbst in dem betrachteten Gemälde die Farben nicht erkennen kann, den Meister, der das Bild entworfen hat, für einen Pfuscher seines Fachs erklärt.

Der Marx'sche Stoßseufzer »Wenn doch die Leute lesen könnten!«, den Engels in seinen Briefen einmal zitiert, kommt einem bei Lektüre dieser Rede wieder ganz besonders lebhaft in Erinnerung. Welche Blüten hier die Kunst des Nichtlesenkönnens oder -wollens treibt, mögen einige Monstresätze illustrieren: Marx, orakelt Spann, hat »keine spezifische Funktion des Kapitals anerkannt«. Und während Marx im 3. Band des Kapitals in dem Kapitel Zins und Unternehmergewinn Leistung und Funktion des kapitalistischen Unternehmers eingehend würdigt und einen Teil des Unternehmergewinns im Gegensatz zum bloßen arbeitslosen Kapitalzins ausdrücklich als Entgelt für eine Leistung charakterisiert, bringt Spann es fertig wörtlich zu erklären: »Marx hat ebensowenig eine spezifische Unternehmerfunktion anerkannt, daher ihr nichts zugerechnet.« Weiter: »Marx sah wohl die Nachteile, aber nicht die Tageseiten des Kapitalismus, er sah die ungleiche Verteilung und hielt sie für bloßen Raub, er sah nicht das Schöpferische, gewaltig Aufbauende, das zuletzt doch auch hinter dieser Ungleichheit steckt.« Solche Weisheit wird rund 75 Jahre nach dem Erscheinen des Kommunistischen Manifests, dessen einleitende Seiten der denkbar großartigpackendste je geschriebene Dithyrambus auf die ungeheuren ökonomisch-kulturellen Leistungen der Bourgeoisepoche sind, dem Publikum von einem Fachmann serviert. Oder man nehme die von Spann mit so viel Aplomb vorgetragene Entdeckung: daß der Austausch, den Marx als Austausch in ihrem Wert gleicher Waren unterstellt, in Wahrheit stets ein Austausch wertungleicher Dinge sei. Darum nämlich, weil die Gegengabe, die jemand eintauscht, für ihn einen größern Wert besitzen muß, als das, was er dafür hingibt. Sonst fehle ein Motiv des Austausches überhaupt. Die diesem Argument zugrunde liegende Sophistik, die Verwechslung des subjektiven Gebrauchswerts, den die produzierten Waren für den jeweils Nachfragenden besitzen, mit dem aus solchen subjektiven Gebrauchswertabschätzungen der Austauschkontrahenten niemals erklärbaren Tauschwert, ist von Marx selber, den Spann mit diesem Einwand umzubringen wähnt, längst bloßgelegt und angenagelt. Wie sich jeder überzeugen kann, der im 4. Kapitel des 1. Bandes des Kapitals Marx' Abrechnung mit den Konfusionen Condillacs nachliest.

Danach kann es nicht weiter überraschen, daß Spann die seit Jahrzehnten grassierende sogenannte Grenznutztheorie, die den unmöglichen Versuch macht die Tauschwert- und Preisregulierung einer warenproduzierenden Gesellschaft aus solchen subjektiven Gebrauchswertüberlegungen der Austauschenden zu deduzieren, überschwenglich anpreist. Dieser Theorie, die von psychologischen Tifteleien über die Art von Wertschätzungen, die ein isoliertes Individuum an seinem Gütervorrat vornehmen würde, ausgeht, und, wie selbstverständlich, es von hier aus von vornherein zu keiner irgendwie theoretisch ökonomisch relevanten Einsicht bringen kann, wird attestiert, daß »sie die Ehre der deutschen Wissenschaft gewahrt« und durch ihre Argumente, die »Marxsche Wert- und Mehrwerttheorie mit größter zermalmender Wucht getroffen« habe. Wenn diese vielgepriesene Theorie (die einzige, die in dem halben Jahrhundert seit dem Erscheinen des Kapitals dem Marxismus als etwas Neues oder doch angeblich Neues gegenübergestellt wurde) irgendetwas beweist, so nur den Tiefstand theoretischen Sinns, das Unvermögen sich über rein negative Kritik der dem Marxschen System anhaftenden Unzulänglichkeiten zur Einsicht in die fundamentale Größe der Marxschen Konzeption zu erheben und den Fortschritt zu erfassen, den sie in der Theorie der kapitalistischen Volkswirtschaft repräsentiert.

Die eklatanten, kaum mehr begreiflichen Mißverständnisse der Spannschen Marxpolemik lassen, wie nicht erst besonders hervorgehoben zu werden braucht, das Gewicht anderer, aus einer gedanklichen Durcharbeitung der Marxschen Theorien sich ergebenden Einwürfe unberührt. Vor allen Dingen jenen bekannten, auch von Spann erwähnten Einwurf, daß die auf der Annahme eines ganz allgemein geltenden Gesetzes des Warenaustausches (eben des Arbeitswertgesetzes, nach dem die in den Waren enthaltenen Arbeitsmengen die im Austauschverkehr sich bildenden Austauschsätze und Warenpreise letztthin regulieren) aufgebaute Marxsche Theorie schließlich zu Konsequenzen führt, die zu gewissen offenbaren, aus dem interessierten Verhalten der kapitalistischen Unternehmer unabtrennbar folgenden Preisregulierungstendenzen im Widerspruch stehen. Die Versuche, die Marx im 3. Band in dem Abschnitt über die Durchschnittsprofitrate unternommen hat, um diesen von ihm selber konstatierten Widerspruch als einen nur scheinbaren nachzuweisen und ihn so zu lösen, können nicht überzeugen. Das macht den Ausgangspunkt des ganzen Systems selbst verdächtig, und eine kritische Nachprüfung jenes Wertgesetzes, das allen weiteren Deduktionen von Marx zugrunde liegt, muß schließlich konstatieren, daß dies Gesetz des Warenaustausches nicht wirklich, wie es erst den Anschein hat, aus einer Analyse des real Gegebenen zwingend abgeleitet ist sondern gewissermaßen in der Luft hängt. Was in den einleitenden Ausführungen des Kapitals tatsächlich bewiesen wird, ist nur: daß, wenn es so etwas wie einen den Waren als maßbestimmte Eigenschaft innewohnenden Wert, einen innern, von sich aus die Austauschsätze und Preise letztthin bestimmenden Wert der Waren gäbe, dieser schlechterdings nichts anderes als die zur Produktion der Waren gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit sein kann. Denn nur als Arbeitsprodukte im Hinblick auf das Quantum der zu ihrer Produktion jeweils gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, nicht aber als spezifische Nutzgüter oder Gebrauchswerte sind die für den Austausch produzierten Waren samt und sonders mit einander kommensurabel und in gewissen Proportionen gleiche Größen. Das ist eine ganz originale, tief-

schürfende, aber nur hypothetische Reflexion, die es unentschieden läßt, ob die Voraussetzung eines solchen als Bestimmungsgrund der Austauschsätze und Preise fungierenden innern Warenwerts in Wahrheit zutrifft, ob die so gemachte Grundannahme für das Begreifen des Prozesses denknotwendig, zureichend begründet ist. Solange das nicht feststeht, ist auch die Folgerung, daß die Arbeit diesen innern Wert der Waren repräsentiere, und aus diesem Grund der notwendige Arbeitsaufwand gesetzmäßig notwendig die Preise regeln müsse, bloße Hypothese. Erst eine durchgeführte Analyse des von der Theorie zu untersuchenden kapitalistischen Gesamtprozesses kann überhaupt darüber Auskunft geben, ob, warum und inwiefern denn das Spiel der Eigeninteressen hier die Preise tendenziell in Übereinstimmung mit dem Arbeitsaufwand oder aber abweichend davon zu normieren strebt. Jeder Versuch vor solcher Nachprüfung die Geltung dieses Wertgesetzes zu beweisen muß sich in Zirkelschlüssen bewegen, die das zu Beweisende irgendwie schon immer voraussetzen. Was aber nicht ausschließt, daß die hypothetische Unterstellung eines derartigen Reguliertseins der Austauschsätze und Preise für eine Darlegung des innern Gesamtzusammenhangs des Prozesses von eminenter Bedeutung sein kann. Nämlich als Mittel und Vehikel, um, wenn auch zunächst nur provisorisch, das Grundmoment der Mehrarbeit in dem kapitalistischen Gesamtprozeß herauszuanalysieren.

Immerhin, es bleibt dabei, daß jene Hypothese im weitem Verlauf der Untersuchung zu unauflösbaren Widersprüchen führt, also ungeachtet jener Wichtigkeit sich als ein oberstes notwendiges Gesetz des Prozesses nicht aufrechterhalten läßt. Folgt aber daraus, daß eine unter einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte, die gesetzmäßig notwendigen Grundbeziehungen der kapitalistischen Volkswirtschaft in stufenweisem Fortgang darlegende Theorie, wie sie dem Geist Marxens, der durch die Begriffsschulung der deutschen Philosophie hindurchgegangen war, als Ziel vorschwebte, überhaupt unmöglich ist? Nötigt die Konstatierung jenes Widerspruchs, zu dem die Marxsche Unterstellung des Arbeitswertgesetzes führt, etwa zum Eingeständnis, daß jene Marxsche Idee einheitlichen streng methodischen Begreifens des Gesamtprozesses Unerfüllbares verlangt? Muß man, wenn sich doch das Wertgesetz nicht halten läßt, mit den begrifflos zerfahrenen Erklärungsversuchen der von Marx als Vulgärökonomie gekennzeichneten Richtung oder gar mit den dünnen Spinnfäden der Grenznutztheorie vorlieb nehmen? Das wäre arg. Gewiß, Marx selber war der Ansicht und hat es bei der Erörterung des Profitratenproblems nachdrücklichst ausgesprochen, daß ein eventuelles Aufgeben des Wertgesetzes zugleich den Verzicht auf jedes methodische Begreifen der ökonomischen Probleme einschließt. Das ist, wenn man bedenkt, wie sich seine Forschung von vornherein in der Idee des Wertgesetzes verankert hat, und wie ihm diese Bahnen durch seine Anknüpfung an die klassische bürgerliche Nationalökonomie, an Smith und Ricardo, vorgezeichnet waren, psychologisch leicht verständlich. Aber das beweist natürlich nichts für den objektiven Sachverhalt.

Positiv fruchtbar kann eine Marxkritik nur werden, wenn sie über die bloße Aufzeigung jenes Widerspruchs hinausgehend sich die Frage vorlegt: ob nicht unter völliger Ausschaltung jener unbewiesenen und unbe-

weisbaren Voraussetzung eines die Austauschsätze letzthin regulierenden innern Warenwerts von einer völlig andern, keiner hypostasierten sondern wirklich als existenznotwendig nachweisbaren Grundbestimmung des Prozesses her dessen einheitliche methodische Erfassung möglich wäre. Eine Theorie, die jene mit dem Wertgesetz verbundenen Widersprüche abstreift und doch den Zweck erfüllt, dem jenes dienen sollte: die inneren, dem Bewußtsein der Agenten völlig entrückten Grundbeziehungen des Prozesses methodisch zu durchleuchten. Eine solche kritisch-positive Arbeit, die unter Umständen über Marx hinausführen könnte, brächte, sehr im Kontrast zu der Tonart, wie sie die "Überwinder" Spanschen Gepräges zu belieben pflegen, den Respekt, den man des Mannes ganz eigenartiger machtvoller Leistung schuldet, nur noch zu klarerm Bewußtsein. Auch wenn und wo er irrt, irrt Marx in einer Weise, daß er dem Denken damit unvergleichlich reichere Anregungen und Fingerzeige gibt als es Hunderte breit ausgewalzter ökonomischer Binsenwahrheiten vermöchten. Die erste Vorbedingung einer solchen Arbeit aber wäre, daß man an seinem Beispiel lernt, daß sich an seinem Vorbild der Trieb entzündet Gedanken bis zu Ende durchzudenken.

## ANNA NUSSBAUM · NEGERROMANE

**P**OLITISCHE Verblendung, die das Angelsachsentum für sich gewinnen wollte und daher gerade den schlimmsten angelsächsischen Gefühlsvorurteilen schmeichelte, hat in Deutschland die Gemüter gegen eine angebliche Schwarze Schmach entzündet. Der Europäerhochmut, der die Seelen vergiftet, ist unseren westlichen und östlichen Nachbarn gleich fremd. Die Franzosen treffen sich in dem psychischen Verständnis für die Menschlichkeit der "Farbigen" mit dem allgemeinmenschlichen Verständnis der Russen. »400 Millionen Gelber, so verschieden, so weit von uns. Und doch seelengleich 400 Millionen Weißer. Vollständige Gleichheit unserer weißen, ihrer gelben Seelen.«<sup>1</sup> In Gauguins Noa noa ist liebevollste Hingabe an jene, die wir als primitiv zu belächeln oder als tief unter uns stehend zu verachten gewöhnt sind. Wie weit wir uns, zum großen Teil unter angelsächsischem Einfluß, in unserer Stellung zu den andersfarbigen Menschenrassen, im speziellen aber zu den Negern, von dem allgemeinmenschlichen Empfinden entfernt haben, zeigt uns ein Blick über unsere Grenzen auf dem Kontinent.

Paul Reboux galt lange Jahre hindurch immer nur als lebendiger Vertreter jenes Esprit gaulois, den Ausländer und Uneingeweihte vergebens in einigen, den Parisern gleichgültigen Boulevardtheatern und vor allem in jenen Werken suchen, die mit der französischen Literatur kaum mehr als die gelbe Einbanddecke gemeinsam haben. Seine geistreichen Karikaturen literarischer Auswüchse A la manière de ... waren uns eine Quelle der Heiterkeit. Der durchdringende Witz seines Worts, der ihn zum unwiderstehlichen Causeur macht, erfreute auch in der blühenden Sprache seiner spanischen und neapolitanischen Romane. Sein letztes großes Werk, der Roman Les drapeaux<sup>2</sup>, ist nicht bloß ein pazifistisches Buch sondern vor allem auch

1) Siehe Masson *Le livre des hommes et leurs paroles inouies* /Paris 1921/, Seite 2.

2) Dieses wichtige Buch ist unter dem Titel *Der einzige Weg* bei Grethlein in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienen. Es können ihm gar nicht genug Leser gewünscht werden.



eine ganz vorzügliche, spannende Milieuschilderung aus dem heutigen Paris, durchpulst von jenem herzlichen Verständnis für alles Menschliche, das die Schriften Reboux' so wertvoll macht. Besondere Bedeutung gewinnt es durch die unnachsichtige Objektivität, mit der, sine ira et studio, die landläufigen Anschuldigungen gegen das deutsche Volk untersucht und entkräftigt werden. Aber nirgends vielleicht hat Reboux von seiner gütigen Einsicht, seiner warmen Gerechtigkeit so stark Zeugnis abgelegt wie in seinen Negergeschichten. Schon in seinem Reisetagebuch Blancs et noirs beschäftigt ihn diese Menschheitsfrage. In seinem Romulus Coucou gibt er die Lebens- und Leidensgeschichte eines Schwarzen. Das heißt, Romulus Coucou ist gar nicht einmal schwarz, was er der nicht übertrieben ängstlichen Tugend seiner Mutter zu danken hat, die in ihren Jugendtagen die Neigung eines französischen Marineoffiziers gewann. Romulus ist ein hübscher, schlanker Junge mit edlen Gesichtszügen, feingliedrigen Händen und Füßen. Er ist nicht dunkler als irgendein Spanier oder Südfranzose. Nur die Haare; aber er tut sein möglichstes sie mit Hilfe von allerlei Salbenzeug glattzustreichen, und oft gelingt es ihm die Wachsamkeit der Straßenbahnschaffner zu täuschen, so daß er, o Glück, mit den Weißen in einem Abteil fahren darf. (Der Schauplatz ist der Süden der Vereinigten Staaten von Amerika.) Wie er nun mit seiner Familie eines Abends das langersehnte Vergnügen eines Theaterbesuchs genießt (natürlich oben auf der Galerie in gehörig respektvoller Entfernung von den Weißen), erblickt er in einer Loge ein schönes, junges Mädchen. Von der ungewohnten Musik berauscht, beginnt er alsogleich sie heftig zu lieben, mit jener demütig an sich zweifelnden und doch verwegenen Glut, die den Schwarzen der weißen Frau gegenüber erfüllt. Romulus ist zwar nur Diener in einer Apotheke, aber er nennt sich stolz Chemiker, ist ja auch wirklich ein kluger und anstelliger Mensch. Deshalb findet er bald den Weg zur Geliebten, gewinnt durch seine anmutige und bescheidene Werbung ihr Herz und gesteht ihr, nach bitterer Selbstbezwungung, seine Abstammung. Aber da Jacqueline erst seit kurzem in New Orleans ist, die Verachtung der Neger gar nicht kennt und wohl auch nicht begreifen würde, empfindet sie nicht den geringsten Abscheu. Der Freund erzählt ihr von der stetig fortschreitenden Entwicklung seines Volkes, von Booker Washington, dem armen Negerjungen, der rastlos arbeitete, bis er ein großer Gelehrter wurde, die erste Negerschule gründete und mit dem Präsidenten Roosevelt zu Tisch sitzen durfte. Noch im Jahr 1860 war es verboten Neger zu unterrichten; heute wirken viele "Farbigen" in freien Berufen: in Philadelphia allein über 100 Ärzte, 30 Rechtsanwälte, 11 Notare, Hunderte von Stenographen. In Amerika gibt es augenblicklich 38 Negeruniversitäten. Das alles erzählt Romulus seiner kleinen Freundin in fließendem Französisch; sie liebt ihn, glaubt ihm, will ihm gern ihr Leben schenken. Aber wie er bei ihrem Bruder um sie anhält, wird er mit Schimpf und Schande davongejagt, und Jacqueline wird durch Vermahnung und Spott gar bald zur Vernunft gebracht. Sie bricht mit ihrer farbigen Vergangenheit und vermählt sich mit der ihrer Art gemäßen hellen Hautwesenheit eines jungen Amerikaners. Romulus, von der Höhe der menschlichen Existenz gestürzt, die er sich an Jacquelines Seite erträumt hatte, sinkt tiefer und tiefer. Aus Rache raubt er das Kind der Geliebten (es ist Fastnacht und alles in heiterer Bewegung), aber reuig bringt er es der Mutter wieder. Wie er sich nun dabei zärtlich bemüht

die vor freudigem Schreck Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen, wird er als "Schänder einer weißen Frau" von dem empörten Gatten und einer hilfsbereiten Menge aufgegriffen, ohne viel Federlesens an den ersten besten Baum gebunden und wie ein Zündholz angesteckt. »Was gibts?« fragen die Vorübergehenden. »Ach nichts, nur ein Neger, den man verbrennt, den ersten in diesem Jahre.«

Paul Reboux hat eine eigene, leidenschaftslos richtende, um so eindringlichere Art. Wie er für die Schilderung der Negerfamilie, ihrer Freudenfeste und religiösen Zusammenkünfte mitleidig-gütigen Humor findet, so stehen ihm in den großen Augenblicken dieser Menschentragödie starke Worte voll anklagender Kraft zu Gebot. O, diese Weißen! Wer hat ihnen das Recht gegeben Menschenbrüder im eigenen Land zu unterdrücken und zu peinigen, nur weil sie anders gefärbt sind und anders riechen? Sind die Schwarzen wirklich dümmer, schlechter geartet als wir? Haben wir nicht in den letzten Jahren gezeigt, welch stattliches Ausmaß tierischer Roheit und Unbarmherzigkeit in uns steckt?

Wer hat den unmenschlichsten aller Kriege heraufbeschworen, hat ihn mit teuflisch vollendeten Mordwerkzeugen durchgekämpft, läßt noch jetzt die gemarterte Menschheit zu keinem Frieden kommen? Wir Weißen. Wer hat die Schwarzen mit Alkohol und Prostitution zu Tode zivilisiert? Wir Weißen. Wer zwingt viele Tausende von Schwarzen unter die Waffen und nützt die verachtete "Barbarei" dieser Menschen zu wissenschaftlich-organisiertem Mord? Wir Weißen.

Der Haß unserer schwarzen Brüder gegen uns ist vollauf berechtigt. Er hat René Maran zu seinem Roman *Batouala* angeregt. Dieses Werk, von einem Neger geschrieben, wurde mit dem Goncourtpreis 1921 ausgezeichnet und war eine Zeitlang die Pariser Sensation. René Maran stammt aus den französischen Antillen. Er ist der Sohn eines begüterten Kaufmanns, kommt schon als Kind nach Europa. Seine ersten Studien vollendet er an dem Gymnasium in Bordeaux, dann widmet er sich den Rechtswissenschaften an der Sorbonne und der Ecole Coloniale. Augenblicklich ist er Kolonialbeamter in Südafrika. Die Vorrede zu seinem Buch ist nicht »negerfreundlich«, wie ein Kritiker meinte; doch ist sie von Haß gegen den Europäer beseelt. Maran ist ein zivilisierter, europäisierter Neger. Aber die Zivilisation hat ihn nicht von seiner Farbe befreit, unter der er leidet. Gewiß, er liebt die Weißen nicht, aber er verachtet auch seine eigenen Ahnen, die afrikanischen Neger. Das ergibt sich aus seinem Werk, und daher der Widerspruch des in der Vorrede Gesagten zu dem Inhalt des Buches. Wollte er eine Apologie der Neger schreiben? Dann hätte er wohl ihr Leben anders schildern können als erfüllt von Verbrechen und Orgien aller Art. Die Geschichte des Ubangihäuptlings *Batouala* enthält eine Menge richtiger Einzelheiten: die Beschreibung der "Telegraphie" durch die Klänge des Tamtam (so wird eine Kunde von Dorf zu Dorf getragen), des Heidefeuers und des Tornado, jenes verheerenden Wirbelsturms, die Szene der Beschneidung der jungen Mädchen. Feines Verständnis für die Tierseele zeigt sich in der Darstellung des Hundes *Djuma*, des Flugs der Wildenten. Nur in die Seele der schwarzen Menschen hat sich der Autor nicht vertieft. Ich verdanke hier einem französischen Freund, der lange Zeit gerade unter den Negerstämmen der Ubangi gelebt hat, wichtigen Aufschluß. Die Natur dieser Völker ist von Grund aus gut, bescheiden und

vor allem von einer kindlichen Einfachheit, die zu den tönenden Reden Batoualals in heftigem Widerspruch steht. Der Neger erträgt den Weißen ohne philosophische Betrachtungen, wehrt sich vielleicht oft instinktmäßig in dunkler Revolte, aber jedenfalls nicht überlegt, nach bestimmtem Plan. René Maran, der Europäer schwarzer Farbe, ist es, der durch Batoualals Mund spricht. Er kennt das innerste Wesen dieser Menschen nicht, weil er nie unter ihnen gelebt hat, ja nicht einmal ihre Sprache zu verstehen scheint. Die übertriebene Anwendung von Negerworten ist Beweis, daß Maran die verschiedenen Dialekte nicht beherrscht. Daher ist er auch nicht imstande sie zu übertragen oder durch gleichwertige Worte zu ersetzen. Im übrigen, man müßte schon die Gelehrsamkeit eines Krapf, Steere oder Cust, dieser Spezialforscher der Negerdialekte, besitzen, um dies zu können.

Ist der Neger bei Maran zu schwarz, so hat wieder Lucie Cousturier in ihrem Roman *Des inconnus chez moi* es versucht ihn weiß zu malen. Die Neger, mit denen sie in Berührung kam (sie hat sie nur als Schüler kennen gelernt) waren kindliche Menschen, die einen rührenden Eifer im Erlernen der französischen Sprache zeigen. Sonst weiß sie nicht viel von ihnen, wäre wohl auch nicht fähig jene dunklen Abgründe der menschlichen Seele zu erforschen, die bekanntlich mit der Hautfarbe nichts zu tun haben. Die Schilderung der Schulklassen, unwesentlicher täglicher Erlebnisse wirkt in ihrer Oberflächenbetrachtung eintönig, ja langweilig. Eine Reihe von Momentaufnahmen, die kein Gesamtbild ergeben. Es ist schön, daß eine französische Frau es hier unternimmt den unsinnigen Verleumdungen, die gegen die Neger erhoben werden, ein Ende zu machen. Doch hätte sie, um die so notwendige volle Wirkung auszuüben, mit größerer Sachkenntnis an ihre Aufgabe gehen müssen.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt die außerordentliche musikalische und rhythmische Begabung der Neger, ihr feines Gefühl für Humor und Parodie kennen zu lernen. Sie spielen, tanzen und singen seit einiger Zeit im Prater, natürlich Publikumswünschen entsprechend, vor allem Jazzbandmelodien von frenetischer Lebendigkeit, dann aber auch auf persönliche Aufforderung ihre wunderbaren alten Niggersongs, in denen jahrhundertalte Sehnsucht nach Freiheit, eine rührend-innige Liebe zur Heimat sich ausspricht. Mögen die Besten unter den Weißen endlich den Mut ihrer Überzeugung finden, um laut für Gerechtigkeit und Verstehen einer Rasse einzutreten, die wie wir alle Anspruch darauf hat, ihrer Eigenheit gemäß, im eigenen, freien Land einer segensreichen Entwicklung entgegenzugehen.

## WALT WHITMAN • WAS BIN ICH LETZTEN ENDES? • ÜBERTRAGEN VON MAX HAYEK

**W**AS bin ich letzten Endes anderes als ein Kind, das sich am Klang seines eigenen Namens vergnügt und ihn immer und immer wiederholt?

Ich stehe abseits, um zu hören — ich werde sein nicht müde.

Dir geht's mit deinem Namen ebenso;

Glaubtest du, es hätte nur zwei oder drei Aussprachen im Klang deines Namens gegeben?

## LISBETH STERN · ÜBER DEN TANZ

**L**ITERATUR über den Tanz ist wenig vorhanden, und dies Wenige ist obendrein sachlich ganz ungeeignet, viel dürftiger als das, was über die anderen Künste geschrieben ist. Das hat sicher nicht darin den Grund, daß der Tanz selbst in seinen Ausdrucksmöglichkeiten besonders eingeschränkt wäre. Aber der Tanz ist nicht festzuhalten, seine Leistungen sind nicht neben einander zu prüfen. Man sieht ihn gerade nur vorüberziehen, und so schnell, daß die subjektive Wirkung stärker ist als das Sinnenbild selbst, so wie wir manchmal an der plötzlichen Helligkeit in uns erst merken, daß die Sonne eben schien.

Einen Tanz wirklich aufzufassen ist schwer, nicht nur, weil die Übung darin uns fehlt. Zurückrufen kann man ihn eigentlich nur, wenn man ihn wieder produziert und ähnliches selbst in sich macht, wie auch schon beim Zusehen die selben Muskeln sich spannen, so daß man in gewissem Sinn ganz automatisch mittun muß, und von einem Publikum, das auf seinen Stühlen passiv gegenüber sitzt, beim wirklichen Tanzen nicht die Rede sein kann. Diese stark subjektiven Wirkungen des Tanzes, die zu ihm als ganz notwendiger Teil gehören, machen seine Schwächen, aber auch wieder seine Größe aus. Schon an und für sich einer jeden intellektuellen Auffassung auf diese Weise so lachend entwischen zu können ist ein Schönes. Vor allem aber das über die Maßen Lebendige des Tanzes. Er verbindet die Menschen, wie sonst nur die Musik es kann, die aber auch beim Tanz nicht fehlen darf; wenigstens bei den Tänzen nicht, an die ich hier denke: bei Freudenfesten, Trauerfeiern und Gottesdienst. Erst die christliche Kirche hat ihn von ihren Feiern als sinnbetörend ausgeschlossen, obschon ihre Umzüge, auch das Hin- und Herschreiten der Priester, kaum anders zu nennen ist. Ist die Gemeinde durchs Hören der Messe schläfrig geworden, so bekommt sie bei diesen Rhythmen, so sparsam sie auch angewandt sind, immer wieder Leben.

Aber nicht erst der Rhythmus hat diese Zauberkraft. Viel allgemeiner noch: Jede bewegende Kraft, jedes Dynamische wirkt so unbezwinglich, so mystisch stark und primär, als bilde es selbst das Lebensprinzip aller Wesen. Es ist wie aus dem breiten, ungestalteten Nährboden der Natur heraus gewachsen, und erst im weitern vermag es sich zu bestimmteren Rhythmen zusammenzuziehen und zu formen. Das Drängen der Kräfte kommt wohl in keiner Kunst so stark zum Ausdruck wie im Tanz, speziell im Gruppen- und Massentanz. Und vielleicht mag diese Verknüpfung mit dem ganz Primären es machen, daß der Tanz in seinen Wirkungen so sehr an Erotisches anklängt. Das ganz gewaltsame Drängen zu etwas hin, wo ein jeder Schritt den nächsten unweigerlich fordert, dann wieder ein leises, aber stetiges und dringendes Anwachsen der Kraft oder nur ein plötzliches Ausschlagen aus dem Ruhezustand: alle diese unendlichen Spannungen tragen die Sehnsucht in sich entweder nach dem Gleichgewicht oder auch nach Vernichtung (was beides vielleicht nicht so sehr weit von einander liegen mag). Diese Spannungen, so ganz gleich denen der Liebe, liegen ja wohl aller Kunst zugrunde, aber nirgends sind sie so sinnlich unmittelbar wie im Tanz. Wenn in einem Massentanz diese dynamischen Deutungen sich zu Rhythmen hindurchringen, dann können Kräfte darin liegen, denen wir widerstandslos durch die ganze Skala der Leidenschaft folgen müssen: von der Spielerei bis zur Ekstase, wie die Tänze der Naturvölker und des kultivierten Orients es auch taten.

Wesentlich scheint mir aber, daß dem ganz *Formalen* der Kräftegestaltung immer ein *Inhaltliches* zur Seite gegeben war, irgendeine Symbolsprache der Bewegung, die mit der ganzen Strenge einer Tradition eingehalten wurde, und die den Tanz von vagen Rasereien fernhielt. Der Wert einer solchen Bewegungssprache kann kaum hoch genug eingeschätzt werden, und sie ist für den Stil des Tanzes vielleicht ebenso bedeutend wie der Rhythmus selbst. Wie weit diese Inhalte wieder noch verwurzelt sind, ist ein anderes. Jedenfalls werden sie nicht in der Art von Auslegungen verstanden, sondern ihr Sinn wird beantwortet, wird gefühlt. Die Handstellungen der orientalischen Tänze haben die mannigfaltigsten Bedeutungen. Vielen japanischen Tänzen sollen auch Fabeln zugrunde liegen, einfach kleine Handlungen, ähnlich denen der Volkslieder. Die Lebendigkeit solcher Symbole kann die geistige Basis einer Kunst wesentlich vergrößern und zugleich diesem Geistigen mehr Deutlichkeit und Bestimmtheit geben, als wenn die Symbole auf individuelle Auslegung angewiesen wären. Eine solche Tradition fehlt uns natürlich. Das klassische Ballett war so formal geworden, daß man von Gefühlsinhalten kaum mehr sprechen konnte. Und jetzt ist die Frage, ob unser neuer Tanz auf solch eine Tradition in der Bewegung verzichten kann, ob er, wie es die anderen Künste jetzt auch wollen, die Symbole direkt aus dem "Urgrund" zu schöpfen vermag. Natürlich ist die Möglichkeit dazu vorhanden; eine ganze Zahl von Bewegungen ist so eindeutig mit ihrem seelischen Grund verknüpft, daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist, wie Bitte, Erschlaffung usw. Es mag vielleicht auch gut sein, daß wieder einmal ein solcher Neuanfang einsetzt. Aber mir persönlich ist doch ein wenig zaghaft, und ich fürchte, daß diese "natürlichen", aus sich zu verstehenden Zusammenhänge zu einer Art Verarmung führen können oder gar zu einem intellektualistischen Allegorienwesen, falls sich nicht bei uns wieder eine Tradition heranzubildet. Freilich würde man hier und dort entlehnen müssen, aber das schiene mir an sich kein Übel. Man schnappt eben ein, wo ähnliches schwingt (wie die Negerrhythmen aus Amerika unseren Gesellschaftstänzen eingegangen sind; ihr Larvenhaftes, das den einzelnen nur somnambul sich bewegen läßt, ist typisch auch in den anderen Künsten).

Ein Beweis, wie neue Bewegungsformen, wenn sie gut sind, auch ohne Tradition unmittelbar verstanden werden, sind zum Beispiel die spanischen Szenen des Schwedischen Balletts. Das letzte Bild ging in einer Schrittart, von der ich nicht weiß, ob sie spanisch ist. Und hier war sie jedenfalls neu und doch unausweichbar klar und eindeutig. Es war das Hin- und Herlaufen von balzenden Hühnern und Hähnen. Aber, muß man ja sagen, Erotisches setzt sich wegen mancher Anlehnungen am selbstverständlichsten und besten um. Geistiges wird, wenn es nicht gleichsam von der Tradition selbst empfangen ist, irgendwelcher intellektueller Nachhilfe immer bedürfen und damit natürlich einen Fremdkörper mit sich herumschleppen. Dies ist auch bei vielen Sachen der Schweden der Fall, zum Beispiel in Mensch und seine Sehnsucht. Besonders für Jan Börlin selbst, dessen unerhörte Kultur sich überall einfühlen konnte, mochte das eine Klippe sein, während Karina Ari überall gleich natürlich sinnlich und selbständig war. Ohne Zweifel haben die Schweden durch ihre großen Gruppenwirkungen ungleich mehr Ausdrucksmöglichkeiten als der einzelne, ebenso auch wie das Einzelled in seinen Möglichkeiten beschränkt bleibt.

Ganz besonders weit hat Mary Wigman ihre Probleme gesteckt, und ich habe an ihr zum erstenmal gesehen, daß im reinen Tanz (im Pantomimischen war ja Ernst Matray darin so herrlich elementar; man denke an seinen Spielmann im Mirakel) zum Ausgangspunkt Bosheit, Härte, Grausamkeit gesetzt wurde, ohne irgendeine pantomimische Unterstützung. Schlimm ist nur, daß ihre Probleme oft ins Abstrakte gehen. Ihre Abstraktheit ist aber wenigstens streng in ihrem Pathos, ohne Schwulst und Eitelkeit, sie ist so wie etwa die Stefan Georges, die auch in ihren Schwächen Respekt verlangt. Eine solche Schwäche Wigmans ist das Tanzen ohne Musik, das als Experiment einigemal interessant sein mag, aber sonst nur unfruchtbar sein kann. Es entspringt wohl dem Gefühl, das sicher richtig ist, daß der Rhythmus in jeder Kunst seine besondere Art und Regel hat, daß der Rhythmus im Ornament und ebenso auch im Tanz von anderen Zusammenhängen bestimmt wird als der der Musik, und vermutlich jedesmal durch das natürliche Material einer Kunst; der menschliche Körper hat aber wahrscheinlich durch seine Struktur seine eigenen rhythmischen Zusätze, die natürlich ihr Recht auch fordern. Das ist aber alles kein Grund den Tanz von der Musik zu lösen. Es wird, im Gegenteil, eine Bereicherung für beide sein, wenn der Tanz nicht eine Umsetzung in Bewegung ist sondern eine Neuschöpfung, aus der heraus auch die Musik entstand: adäquat in der ganzen Gestalt des Rhythmus und der Melodie, in sich aber ganz souverän. Das Tanzen gerade des Melodischen ist übrigens jetzt sehr zurückgetreten; vielleicht, weil dieses eben nicht restlos und erschöpfend gegeben werden kann wie der Rhythmus, wenn man beides nur der schematischen Darstellung wegen einmal trennen will. Melodie mit ihrer ganzen seelischen Süße hat unvergleichlich schön Grete Wiesenthal getanzt. (Niddy Impekoven sah ich leider nie.) Außerordentlich schön ist mir Clothilde van Derp in Erinnerung. Aber auch Katta Sterna hat sehr viel reine und frische Naivetät in der Nachgestaltung gerade des Melodischen.

Früher glaubte ich, einiges vom Russischen Ballett, besonders der Karneval mit der Karsawina, sei überhaupt schlechthin das Schönste gewesen. Es ist mir in der Erinnerung wahrhaftig nicht verblaßt. Aber ich sehe jetzt, wie töricht es war so ausschließend zu denken. Das Feld des zu Tanzenden ist so unerschöpflich wie das der Natur. Ganz im eigentlichen Sinn: So unendlich verschieden jedes Gewächs aus der Erde kommt und immer weiter kommen wird, so tausendfältig sind auch die Möglichkeiten jeder Kunst, sofern sie in der Erde wurzelt.<sup>1</sup> Aber eben nur dann, nur wenn ihre Säfte wirklich mit denen der Erde zusammenfließen. Ob die Wurzeln einfach und groß gehen oder feinfaserig wie die Nerven, das alles wird die Art des Wachsens zeigen, und das wird der Kunst einer Zeit ihr Gesicht geben. Ich sah einmal in Berlin, im Stadion, ein Schauturnen der Berliner Arbeitervereine, und kaum jemals hat ein Tanz so gewaltig gewirkt wie dieses Fest. Die nüchterne Taktmäßigkeit der einzelnen Gruppen wurde im Gesamtbild zu großen Rhythmen. Und gerade daß man spürte, wie diese Welt in der großen Welt stand, so gewollt in der Strenge des Gefüges, gegründet in der Kraft des Zusammenschlusses auch mit dem Zuschauer, und dabei so froh in dem Bewegtsein eines jeden, das gab dem Eindruck das Riesenhafte. Man spürt, wo jetzt die Kraft liegt, und daß ihre Wurzeln breit genug sind.



# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Lydia Eger

### Wohlfahrts- pflege

Die Organisation der Wohlfahrtspflege ist innerhalb des Deutschen Reichs noch außerordentlich verschieden. Die Mitteilungen des Deutschen Städtetags geben darüber Aufschluß. Vor allem leidet die Organisation an vielen Stellen unter einer großen Zersplitterung, so schon an den obersten Stellen (Reichsarbeitsministerium und Reichsministerium des Innern), ebenso an den vielen Behörden und Abteilungen, die von den verschiedenen Städten geschaffen worden sind. Eine besonders glückliche Zusammenfassung und Organisation hat sich Darmstadt geschaffen. Unter der Leitung eines Vorstands umfaßt das Darmstädter Wohlfahrtsamt das Arbeitsamt neben Berufsamt, das Wohnungsamt neben Wohnungsinspektion (Wohnungsaufsicht neben Wohnungspflege), das Fürsorgeamt nebst Fürsorgestelle für die soziale Kriegsinvaliden- und Kriegshinterbliebenenfürsorge, das Jugendamt mit der Berufsvormundschaft. Daneben untersteht dem Amt eine Anzahl Anstalten: Altersheim, Versorgungshaus, Kinderheim und Kindererholungsheim. Außer den Abteilungsvorständen, die jeder der 3 Hauptabteilungen (Wohlfahrts-, Wohnungs-, Arbeitsamt) vorgesetzt sind, stehen Deputationen an der Spitze der einzelnen Zweige. Für besondere Aufgaben sind Ausschüsse und Beiräte eingesetzt. Diese Vereinigung der einzelnen Gebiete erweist sich vorteilhaft wegen der vielen Wechselbeziehungen, die beispielsweise zwischen Erwerbslosenfürsorge durch Geldunterstützung und sonstiger Wohlfahrtspflege bestehen, oder Jugendfürsorge, Berufsvormundschaft und Berufsauskunft. Auch die Einbeziehung des Wohnungsamts hat mehr als bloß finanzielle Vorteile; die herrschende Wohnungsnot erfordert eine ausgedehnte Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege, die wiederum in vielen Fällen eng mit der Jugendfürsorge verbunden ist. Die Angelegenheiten der Gesundheitsfürsorge werden in den zuständigen Abteilungen des Wohlfahrtsamts mit bearbeitet. Schulärzte, Ärzte für Mütter- und Säuglingsfürsorge, Tuberkulosefürsorge, Fürsorge für Geschlechtskranke stehen dem Wohlfahrtsamt zur Verfügung. Dazu kommt ein Arzt als hauptamtlicher Hilfs-

arbeiter für alle Angelegenheiten der sozialen Hygiene. Für die Armenfürsorge im engeren Sinn ist das System der Bezirkspflege durchgeführt, durch Einführung der Familienfürsorge wird es umzugestalten sein.

Das 10. Heft des 14. Bandes der Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung /Berlin, Richard Schoetz/ enthält 2 interessante Aufsätze aus der Wohlfahrtspflege: Die Bedeutung der Hygiene für die Volkswohlfahrt und die Stellung des Kreisarztes im und zum Kreiswohlfahrtsamt von Max Sandhop /Stettin/ und Die Organisation der Kreiswohlfahrtsämter in der Provinz Sachsen nebst Bemerkungen über den weitem Ausbau der Wohlfahrtspflege von dem Kreisarzt Bernhard Hillenberg.

### Alkoholismus

Der Kampf gegen den Alkoholismus gehört zu den Aufgaben, die von gesundheitlicher wie von volkswirtschaftlicher Bedeutung sind, seine gesetzliche Regelung fällt durchaus in das Gebiet der Sozialpolitik. Kürzlich ist ein neues Gesetz über das Branntweinmonopol im Reichstag zur Verabschiedung gekommen. Man muß bei dessen Betrachtung davon ausgehen, daß sein Zweck weder die Förderung noch die Bekämpfung des Alkoholismus sondern der ist: die Reicheinnahmen zu vermehren. Schon aus dieser Zweckbestimmung ist sein sozialkulturell und ethisch bedenklicher Charakter zu erkennen. Der Staat will aus den Leidenschaften und Unsitten des Volks wirtschaftlichen Gewinn erzielen. Man hat bei dem ersten Branntweinmonopolgesetz versucht diese zweifelhafte Politik dadurch zu mildern, daß man einen Teil der Einnahmen dazu benutzte eben diese Einnahmen in Zukunft herabzusetzen, das heißt, ein bestimmter Prozentsatz floß alkoholgegenerischer Arbeit zu. Es ist nicht zu bestreiten, daß diese Gelder wesentlich zur Durchführung des Kampfs geholfen haben. Und in der Tat, da sich der Staat nun einmal zu solchen Geschäften entschlossen hat, gilt es aus den gewonnenen Geldern noch so viel wie möglich wertvoller Kulturarbeit zuzuführen. Das wurde auch bei diesem Gesetzentwurf zum Ausdruck gebracht. Der betreffende Paragraph lautet: »Aus der Monopoleinnahme sind jährlich dem Reichsminister der Finanzen zur Verfügung zu stellen: 20 000 000 Mark zur Be-

kämpfung der Trunksucht und 10 000 000 Mark zur Bekämpfung solcher der Volksgesundheit drohenden Schäden, die mit dem Alkoholismus zusammenhängen, insbesondere zur Bekämpfung der Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten.»

Über dieses Gesetz hinaus ist ein Entwurf zur Bekämpfung der Trunksucht in Vorbereitung. Er soll Bestimmungen über die Polizeistunde, den Ausschank an Jugendliche und die Trinkerlisten bringen. Auch das Gemeindebestimmungsrecht wird dabei eine Rolle spielen. Hinter all diesen Aushilfsgesetzen steht natürlich immer die Frage der vollständigen Trockenlegung Deutschlands. Auf dem 2. deutschen Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung, der im Mai dieses Jahres in Berlin stattfand, wurde das Wort erwähnt, unter dem sich jetzt die Alkoholgegner sammeln: 1920 Amerika trockengelegt, 1930 Europa trockengelegt. All solchen Versuchen stellt man am häufigsten den Einwurf entgegen, daß damit ein Gewerbe vernichtet würde; wirtschaftlicher Schade, Arbeitslosigkeit usw. seien die Folgen. In Deutschland hat man mit der Umstellung der Braubetriebe noch wenig Erfahrung. Aus Württemberg kam jetzt die Nachricht, daß ein Brauereibesitzer in Vaihingen ein Anwesen samt Fässern der gemeinnützigen Gesellschaft Früchteverwertung Stuttgart zur Verfügung gestellt hat, selbst der Genossenschaft beigetreten ist und die Kosten für die Umstellung der Brauerei in einen gärungslosen Großbetrieb auf sich genommen hat. Im Ausland, besonders in der Schweiz, in Italien und Frankreich, kommen solche Umstellungen häufiger vor. Als Folgen werden genannt: Förderung von Landwirtschaft und Obstbau, bessere Ernährung und Vermehrung der Arbeitsgelegenheit. In der Zeitschrift *Das Land* stand neulich der Satz zu lesen: »Eine ehemalige Brauerei als Obstverwertungsfabrik beschäftigt mehr Arbeiter als vorher, denn in kaum einem andern Betriebe werden im Verhältnis zum Wert der Erzeugnisse so wenig Arbeitskräfte gebraucht als in den Brauereien.«

Die Zeit ist also vorüber, wo man die gesamte Alkoholfrage mit einigen Schlagworten abtun konnte. Und es wäre bloß zu wünschen, daß gerade die Vorbereitung dieser Gesetze immer die nötige Beachtung im Volk selber, dort sorgfältige Erörterung und Prüfung fände, so daß nicht Wünsche, Stimmungen und Vorurteile einzelner Gruppen über diese Sache entscheiden.

**Kurze Chronik** Die Druck- und Verkaufsabteilung des *Internationalen Arbeitsamts* hat einen Katalog all ihrer Veröffentlichungen herausgegeben, in dem Abhandlungen, Berichte, Verordnungen, Fragebogen nach Jahren und Ländern geordnet zusammengestellt sind. ◊ Nach den Feststellungen im Reichsarbeitsblatt ist die *Arbeitslosigkeit* in Deutschland im Monat April noch weiter zurückgegangen. Während es am 1. April noch 116 502 Vollerwerbslose gab, war am 1. Mai die Zahl auf 69 017 gesunken. Die Andrangsziffer bei den Arbeitsnachweisen ist im April die gleiche geblieben wie im März; es kamen 113 Gesuche auf 100 Angebote. Die Arbeitslosenziffer der Arbeiterfachverbände hat sich von 1,1% im März auf 0,9% im April vermindert. Der Rückgang erstreckt sich auf beinahe alle Berufsgruppen, am stärksten tritt er bei den Bauarbeitern hervor. ◊ Ein Referentenentwurf einer Verordnung betreffend Einschränkung der *Tabakhausindustrie* in Deutschland ist den Landesregierungen zur Begutachtung unterbreitet worden. Bei den Arbeitgebern kam bei Vorbesprechungen die Sorge um das heute so wertvolle Material zum Ausdruck, bei Arbeitnehmern spielten hygienische Bedenken die Hauptrolle. Die Einschränkung soll nun durch Anzeigepflicht für die Arbeitsräume, Ausweis für die Heimarbeiter erzielt werden. Die Verordnung geht aber sehr vorsichtig vor. Am bestehenden Zustand wird kaum etwas geändert, nur der Zutrang neuer Personen soll durch den Ausweis eingeschränkt werden. Die Hauptsache wäre, daß die Verordnung das in hygienischer Beziehung äußerst bedenkliche Trocknen des Tabaks im Haus verbieten könnte; leider ist dies Verbot vorläufig nicht vorgesehen. ◊ Die Aktion gegen das *Trinkgeldwesen* im Gastwirtsgewerbe, die von einem Unterausschuß der Gesellschaft für Soziale Reform unternommen worden war, ist zunächst eingestellt worden. Man kam zu der Erkenntnis, daß die heutige wirtschaftliche Lage so große Schwierigkeiten in sich birgt, daß auf einen Erfolg jetzt nicht zu rechnen ist. Es soll vielmehr von allen Ortsgruppen erst festgestellt werden, inwieweit das Trinkgeld bereits abgeschafft ist, damit dann ein einheitlicher Kampf, dessen prinzipielle Notwendigkeit durchaus anerkannt wurde, einsetzen kann. ◊ Sozialpolitische Bedeutung hat die *Zentrale der Landfrauen* gewonnen. Der Jahresbericht 1920-1921 legt davon Zeugnis ab. Die



Zentrale hat sich die Aufgabe gestellt einmal die Bedeutung der Landfrauen innerhalb der Produktion klarzustellen, andererseits der Landjugend zu helfen und auf die sozialpolitischen und kulturellen Bestrebungen auf dem Land Einfluß zu gewinnen. In diesem Rahmen wurde im Februar 1921 ein Lehrgang zur Einführung in die Fragen der ländlichen Berufsberatung abgehalten. Gleichzeitig wurden die Fragen des Frauen- und Kinderschutzes in der Landwirtschaft, die Anstellungsverhältnisse der Sozialbeamtinnen auf dem Land und das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz behandelt. Auch am Hilfswerk für die Deutschen der abgetrennten Gebiete beteiligte sich die Zentrale der Landfrauen. ◊ Die Entwicklung der Sozialreform in Schweden ist jetzt ins Stocken geraten. Der aus dem Jahr 1919 stammende Reformvorschlag ist aus finanziellen Gründen von der Regierung beiseite gestellt worden. Trotzdem werden die Forderungen nach einer Neugestaltung besonders auf dem Gebiet der Krankenversicherung nicht still.

#### Literatur

Innerhalb des Handbuchs der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften /Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger/ erschien als 9. Band eine Theorie der Sozialpolitik. Der Verfasser, *Adolf Günther*, unternimmt Streifzüge auf dem Gebiet der theoretischen Nationalökonomie, der Arbeitswissenschaft, der Soziologie und gliedert so die Sozialpolitik in den Rahmen des gesamten wirtschaftlich-sozialen Fragenkomplexes ein. Insbesondere stellt der 5. Abschnitt die Frage des Einkommens und der Lohnpolitik in klarer und recht anschaulicher Form dar. Alles in allem enthält dieses Handbuch sowohl für Theoretiker als auch für Praktiker eine Fülle von Anregungen und referierenden Zusammenstellungen. ◊ Findet man in einem Buch die Widmung »Dem Gedächtnis Ernst Franckes«, so ist das an sich schon eine Freude. Schließt sich daran in feiner innerer Verbindung eine volkstümlich gehaltene Einführung in die Geschichte und das Wesen der Sozialpolitik, so gibt das Ganze einen guten, warmen Klang. Man möchte dem gehaltvollen Volksbuch *Gerhard Albrechts* Einführung in die Sozialpolitik /München, Parcus/ die weiteste Verbreitung wünschen. ◊ Von *Otto Rühle* erschien eine Monographie Das proletarische Kind /München, Albert Langen/. Es ist nicht leicht 350 Seiten lang von Not und Elend zu lesen, und wenn man schon einmal

glaubt, daß all dies einer vergangenen Zeit angehöre, zumal sich die Schichtungen Proletarier-Bürgertum zu sehr verschoben haben, so schreit einem doch Wirklichkeit und Gegenwart immer wieder in erschreckender Weise entgegen. Das Ganze ist eine einzige große Anklage, nicht immer unbedingt berechtigt, aber doch voll bitterer Klarheit. ◊ Die Not der Sozialrentner schreit zum Himmel. Über das, was geschehen ist, und das, was noch geschehen muß, um sie zu lindern, berichtet *Richard Meier* in seiner Arbeit Sozialdemokratie und die Not der Kleinrentner /Berlin, Buchhandlung Vorwärts/. ◊ In 4. Auflage ist jetzt *Heinrich Freeses* berühmtes Buch Die konstitutionelle Fabrik herausgekommen /Jena, Gustav Fischer/. Nachdem man schon einige Erfahrungen mit dem Betriebsrätegesetz gesammelt hat, ist es besonders wertvoll die Vorgeschichte und Anfänge der "konstitutionellen Bewegung" zu verfolgen, zumal das Buch mit seinem frischen und freudigen Ton neben dem Verstand auch das Herz rasch gewinnt. ◊ Der Caritasverlag in Freiburg hat 2 Schriften über die *Caritashilfe* erscheinen lassen, die wegen ihrer Einstellung auf unmittelbare Praxis Interesse wecken: *Wilhelm Aufenanger* Die organisierte Caritashilfe in einer Industriepfarrei und *Wilhelm Wiesen* Neuzeitliche Caritashilfe. ◊ Als 9. Band der Schriften des Frankfurter Wohlfahrtsamts /Frankfurt, Reitz & Koehler/ erschien, von *Hans Maier* zusammengestellt, *Karl Fleschs* soziales Vermächtnis. Eine große Auswahl Aufsätze aus Zeitungen und Zeitschriften liegt hier vor, ebenso eine Sammlung Briefe Ernst Abbes an Flesch, so daß die Sammlung tatsächlich einen guten Einblick in die Gedankenwelt Flesch' bietet. ◊ Unter den Werbe- und Aufklärungsschriften des Deutschen Musikerverbands erschien als 1. Heft die Arbeit *Victor Noacks* Kunst und Brot. Es gibt Unterlagen für die Verhältnisse im Lehrlingswesen, in der Stellenvermittlung und in der allgemeinen Berufsorganisation des Musikerstands (siehe dazu auch den Artikel Noacks Musiker und Beamte, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 353 ff.). ◊ Der 16. Band der Bücherei des Arbeitsrechts /Berlin, Reimar Hobbing/ bringt eine außerordentlich wertvolle Abhandlung *Paul Oertmanns* Der Arbeitslohn; er enthält keine Einzelbestimmungen, gewinnt aber gerade durch die bloße systematische Zusammenstellung an Klarheit.

Sozialistische Bewegung / Wally Zepler

Hue † Auch in dieser Rundschau sei noch einmal, wie in der Rundschau Gewerkschaftsbewegung (1922 I, Seite 525), Otto Hues gedacht, der, wie alle bedeutenden Gewerkschaftsführer, auch auf die Entwicklung der Sozialdemokratie einen Einfluß ausgeübt hat. Diese drückte sich darin aus, daß man ihn als den maßgebenden Vertreter der wirtschaftlich wichtigsten Arbeiterschicht, der Bergarbeiter, auch zu den Verhandlungen nach Spa berief. Er bewies seine politische Klarheit, indem er sich für die Arbeitsgemeinschaften einsetzte und die Bergarbeiterschaft zur Leistung von Überschichten bestimmte, die für die Kohlenlieferungen, die wir für die Wiedergutmachung des Zerstörten an Frankreich zu leisten haben, unerläßlich waren. Innerhalb der Partei gehörte Otto Hue naturgemäß zu den Revisionisten, wiewgleich er aus allerhand Parteitaktik heraus ursprünglich den "Radikalen" beigezählt wurde. Sein reformistischer Realismus bewährte sich, tief eindringend, namentlich auf sozialpolitischem Gebiet. Als Vertreter der wirtschaftlichen Bewegung der Arbeiterklasse, damit und darüber hinaus aber auch der wirtschaftlichen Interessen der Gesamtnation, hat Hue Bleibendes geleistet. Die lange Reihe seiner Aufsätze, die er in den Jahren 1902 bis 1909 für die Sozialistischen Monatshefte geschrieben hat, bezeugt das aufs eindringlichste. Auf politischem Gebiet war Hue freilich nicht in gleichem Maß zu Hause. Namentlich gilt das für die Außenpolitik, in der allerdings die ganze offizielle Partei vor dem Krieg (und ist das jetzt wesentlich anders geworden?) von jeder Erkenntnis der Zusammenhänge weit entfernt war. Daher glaubte er sich von den Sozialistischen Monatsheften um ihrer selbständigen Außenpolitik willen, die gegen die Traditionen des auch für die Sozialdemokratie maßgebenden anglophilen Liberalismus verstieß, schließlich trennen zu müssen. Es geschah dies im Jahr 1909, als aus Anlaß eines Leuthnerartikels eine Parteihetze gegen die Sozialistischen Monatshefte in Sachen der Englandpolitik entfesselt wurde. Der Weltkrieg wird Hue später gezeigt haben, daß die Sozialistischen Monatshefte in ihrer außenpolitischen Stellung leider recht hatten, und daß es für die Partei und das deutsche Volk besser gewesen wäre, hätte man damals mehr auf ihre Stimme gehört. Freilich fehlten für alle politischen Parteien, und

im speziellen für die Sozialdemokratie, vor dem Krieg alle innenpolitischen Voraussetzungen außenpolitischer Aktivität. Aber eine richtige Politik hätte sie eben geschaffen. Nicht Kämpfe um Formaldemokratie, sondern die Erkenntnis des Notwendigen in der Sache selbst und der entscheidende Wille hätten der Partei die Macht dazu gegeben. Daß Otto Hue aus dem furchtbaren Abschnitt der Geschichte, den wir alle erlebt haben (im Gegensatz zu den meisten anderen, die nichts gelernt haben und nichts zu vergessen hatten), die Einsicht in Neues gewonnen, daß er auch angefangen hatte sie zu betätigen, zeigte gerade sein Verhalten in der Kohlenfrage, von dem oben die Rede war.

Die Sozialdemokratische Partei hat durch den Tod Hues einen außerordentlichen Redner und Agitator, einen hervorragenden Publizisten und einen der wenigen verloren, die zu schaffender Politik berufen waren.

Vollmar † Unsere Partei, die in den letzten Jahren so zahlreiche Verluste erlitt, hat wiederum einen ihrer ersten und größten Führer zu Grabe getragen: Georg von Vollmar, der am 30. Juni auf seinem Güten Soien saß am Walchensee starb. Hinderte ihn seine schwere Erkrankung seit 1918 auch schon an jeder öffentlichen Tätigkeit, so wirkte doch sein Geist in der Arbeit seiner engeren Anhänger und Freunde bis auf die Gegenwart fort. Georg von Vollmar, den man einst den ungekrönten König von Bayern nannte, war der Führer der revisionistischen Richtung in seinem engern Heimatland. Er wurde am 7. März 1850 in München geboren und schien zu allem andern bestimmt als dazu Führer der Arbeiterklasse zu werden. In einem Benediktinergymnasium erzogen, dann Fähnrich und Offizier, nach seinem Austritt aus dem Heer Freiwilliger im Korps der Carabiniers étrangers in Rom, schließlich Beamter. Der Krieg 1870-1871 führte ihn bald als Freiwilligen wieder ins Heer zurück. Bis zum 29. Januar 1871 nahm er am deutsch-französischen Krieg teil; an diesem Tag traf ihn in einem Gefecht der Schuß, der ihn viele Jahre zum Krüppel machte und ihn niemals seine volle Gesundheit wiedererlangen ließ. Während der ersten Leidenszeit widmete sich Vollmar philosophischen und politischen Studien, die ihn zum Sozialisten werden ließen. 1877 übernahm er die Redaktion der Dresdener Volkszeitung, bis diese im nächsten Jahr

verboten und Vollmar aus Dresden ausgewiesen wurde. Er lebte nun bis 1882 im Ausland, in Zürich und Paris, mit weiteren Studien beschäftigt. 1881 wurde er zum erstenmal im Wahlkreis Mittweida in den Reichstag gewählt, von 1884 an delegierten ihn die Münchener bis auf eine einzige Wahlperiode dauernd in den Reichstag, 1886 war Vollmar in einen Geheimbundsprozeß verwickelt und zu längerer Freiheitsstrafe verurteilt worden. 1893 wurde er Mitglied des bayrischen Landtags, dem er bis 1918 ununterbrochen angehörte. Die bayrische Sozialdemokratie verdankt Vollmar so gut wie alles. Er verschaffte dem Sozialismus in dem kleinbäuerlich-agrarischen Land erst Eingang und blieb der anerkannte und fast unumschränkte Führer, solange er dort der Partei seine Tätigkeit widmete. Denn dort konnte er, wozu ihn seine ganze Anlage drängte, Positives leisten, dort war er nicht, wie im Reichstag, von der unfruchtbaren Demonstrationspolitik der Partei gehemmt. Vollmar hatte, wie die Mehrzahl der späteren Revisionisten, als glühender Radikaler begonnen. Politische Erfahrung und tieferes Denken brachten ihn dahin sich von der Theorie reiner Abstinenz und bloßer Klassenkämpfe abzuwenden und die Notwendigkeit aktiver Mitarbeit in Parlament und Staat zu erkennen. Wie alle bewußten Revisionisten wurde er von der offiziellen Partei Jahre lang um seiner abweichenden Meinungen willen heftig angefeindet. Was Vollmar im Parlament, als Agitator und Organisator geleistet, und wo er neuen Erkenntnissen Bahn gebrochen hat, wurde hier in den Artikeln Schippels, Heines und Bernsteins über ihn (1918 II, Seite 890 ff., und in diesem Band, Seite 641 ff. und 645 ff.) ausführlicher geschildert.

Georg von Vollmar war ein reiner, gütiger, lebens- und arbeitsfreudiger Mensch. Er gehörte der Heroenzeit der deutschen Sozialdemokratie an, die einen mächtigen Kreis bedeutender Persönlichkeiten und aufopfernder Charaktere gezeugt hat. Die bayrische Partei hat ihrem großen Führer eine würdige Gedächtnisfeier bereitet. Tausende geleiteten Georg von Vollmar zu Grabe.

wurden zu solchen bestimmt. Aus 11 Ländern waren Delegierte erschienen, die fast sämtlich das Verhalten der verschiedenen kommunistischen Parteien auch nach der sogenannten Einigungskonferenz geißelten. MacDonald gab einen Bericht über eine Konferenz französischer, englischer und belgischer Sozialisten, die in Brüssel stattgefunden und sich gegen jede Sonderaktion irgendeiner Macht gegen Deutschland ausgesprochen hatte. Wels sprach über angebliche Bestrebungen Frankreichs das Rheinland vom Deutschen Reich abzutrennen (diese der Wahrheit entgegengesetzte Behauptung wird in Deutschland leider auch von Sozialisten immer wiederholt). Die französischen wie die belgischen Delegierten erklärten, wie es sich von selbst verstand, sie hätten das größte Interesse an der Erhaltung der deutschen Einheit (eine Gesinnung, in der sie durchaus mit der französischen Regierung übereinstimmen dürften). Der armenische und der ungarische Delegierte erbat die Unterstützung der ausländischen Genossen gegen die in ihren Ländern herrschende Willkürregierung. Die Konferenz der 3 Internationalen, die dann, nach dem Beschluß der Berliner Einigungskonferenz am 24. Mai in Berlin zusammentrat, um weitere Einigungsverhandlungen einzuleiten, verlief so wie vorauszusehen war: Sie fand bereits am 1. Tag ein jähes Ende. Radek, der im April noch die sogenannten Zusagen für die Dritte Internationale gegeben hatte, forderte jetzt den sofortigen bedingungslosen Zusammentritt einer »Weltarbeiterkonferenz« zum Kampf gegen die Reaktion. Die Vertreter der Zweiten Internationale erhoben ohnehin nach dem Verhalten der Bolschewisten die schwersten Bedenken gegen neue Verständigungsversuche. In einer von MacDonald verlesenen Erklärung wiesen sie auf die nach der Berliner Konferenz fast noch erhöhte Zerstörungsarbeit der Bolschewisten in den Gewerkschaften (vor allem Norwegens und Frankreichs), die Beschimpfungen der Sozialisten in Moskau, die Vergewaltigung Georgiens und die »rein imperialistische und kapitalistische Haltung der Sowjetregierung in Genua« hin. Unter diesen Umständen sei jede Zusammenarbeit unmöglich. Auch die Wiener Arbeitsgemeinschaft und die Bolschewisten hatten Erklärungen abgegeben. Als Redner der letztgenannten sagte Radek: Sozialdemokraten und Unabhängige hätten die Kommunisten »in ihrem weltgeschichtlichen Kampf in Genua« im Stich gelassen, nun-

**Internationale** Am 20. und 21. Mai tagte das Exekutivkomitee der Zweiten Internationale in Köln, vor allem zu dem Zweck, um Vertreter in die Neunerkommission zu wählen (siehe diese Rundschau, 1922 I, Seite 416). MacDonald, Wauters und Wels

mehr würden diese die Einheitsfront auf ihre eigene Weise propagieren; die Zustände in Sachen des Prozesses gegen die Sozialrevolutionäre in Rußland blieben trotzdem aufrechterhalten (wie, das zeigte der Moskauer Prozeß selbst, von dem hier noch die Rede sein wird). Die Wiener Arbeitsgemeinschaft hält nach wie vor an ihrer Einigungsphantasie fest. In Erklärungen, die in der Freiheit veröffentlicht wurden, bedauerte sie die Widerstände, die seitens der Zweiten und Dritten Internationale einer Verständigung entgegengesetzt worden seien; sie selbst würde auch weiter mit allen Mitteln dahin streben ihr Einigungsziel zu erreichen. Man kann sich über die hartnäckige Verkennung der Tatsachen, die solcher Auffassung zugrunde liegt, nur wundern und muß jedenfalls wünschen, daß wenigstens die zweite Internationale endgültig allen derartigen Versuchen fernbleibt.

**Deutschland:** In der politischen Erregung, die durch die neuesten politischen Mordtaten ausgelöst wurde, kam ein Zusammenschluß der beiden sozialistischen Parteien bei uns, wenn auch noch nicht in endgültiger Form, zustande. Weil sie glaubte die bedrohte Verfassung so wirksamer schützen zu können, versuchte die Sozialdemokratie die Regierungskoalition durch die Mitaufnahme der Unabhängigen zu erweitern. Sie richtete an sie die Frage, ob sie bereit seien mit den regierenden Parteien zusammenzuarbeiten. Die Unabhängigen, die noch im Mai dieses Jahres, bei der letzten außenpolitischen Krise, die gleiche Aufforderung abgelehnt hatten, antworteten diesmal bejahend. Die bürgerlichen Koalitionsparteien forderten daraufhin eine Erweiterung des Ministeriums auch nach rechts, das heißt den Eintritt der Deutschen Volkspartei in die Koalition. Da die Sozialisten darin im jetzigen Augenblick eine Gefahr sahen, suchten sie durch die Vereinigung beider Parteien zu einer Arbeitsgemeinschaft der Reichstagsfraktionen beider Lager zu umschiffen. Auf den Vorschlag der sozialdemokratischen Fraktion, die sich fast einstimmig dafür einsetzte, erklärte sich die unabhängige mit großer Mehrheit dazu bereit. »Zweck der Arbeitsgemeinschaft«, schrieb der Vorwärts am 15. Juli, »ist es zwischen den beiden Fraktionen das Maximum der möglichen Einigkeit zu verwirklichen. Die Selbstständigkeit der Fraktionen und der hinter ihnen stehenden Organisationen be-

steht dabei noch weiter fort.« Alle Wahrscheinlichkeit spreche für die Annahme, daß damit »der Weg zur dauernden Einigung betreten wird, und daß er nicht wieder verlassen werden wird«. Zu der endgültigen Wiedervereinigung bedarf es noch der Zustimmung der Parteitage.

Die an sich gänzlich überflüssige Regierungskrise ist vorläufig bis zum Wiederbeginn der nächsten Reichstagssession vertagt worden. Die bürgerlichen Parteien, die in dem sozialistischen Vorgehen einen Überrumpelungsversuch gesehen hatten, drohten zuerst es mit dem Zusammenschluß zu einer gleichen Arbeitsgemeinschaft zu beantworten, so daß die Deutsche Volkspartei auf dem selben Weg automatisch in die Regierungskoalition hineinbugsiert worden wäre. Angesichts der außenpolitischen Lage zog man es aber vor im Augenblick den Konflikt beizulegen. Die Unabhängigen verzichteten für jetzt auf Teilnahme am Ministerium, und es soll bis zum Herbst alles beim alten bleiben. Im übrigen liegt das eigentliche politische Problem auch nicht in einer Erweiterung der Regierung durch unabhängige Mitglieder sondern an einem ganz andern Punkt: in dem politischen Aktionsprogramm der sozialistischen Parteien. Erfolgt jetzt oder in nächster Zukunft deren Wiedervereinigung, so stehen wir im Grunde genau an dem gleichen Fleck wie vor der Spaltung. Der rechte Flügel wird gegen den linken kämpfen, und um der Einigkeit willen wird man Kompromisse schließen, die die gesamte Aktionsfähigkeit der Partei erst recht lähmen.

Wirklich fruchtbar wäre die Einigung nur unter einer Bedingung: wenn sie auf der Plattform klarer politischer Forderungen erfolgte, die von vornherein die Richtlinien des Handelns feststellen. Solch ein Programm besitzen weder die einen noch die anderen. Die Unabhängigen, die noch vor kurzem jede Koalitionspolitik ablehnten, um sich jetzt endlich dazu zu bekehren, lavieren vollständig im Dunkeln; ihre politische Bedeutung liegt einzig darin, daß sie einem allzu hemmungslosen Nationalismus, der sich in einer Hetze gegen Frankreich austobt, entgegenwirken: ein Verdienst, das freilich nicht gering anzuschlagen ist. Ein positives Programm fehlt aber auch der Mehrheitssozialdemokratie. In der Außen- wie in der Wirtschaftspolitik segelt sie im Schlepptau eines Liberalismus, der in der Welt alles von England erhofft, im Inneren nur den Kon-

umenten und die städtischen Wählermassen kennt. Beide sozialistische Parteien sind von den Erfordernissen einer Produktionspolitik weit entfernt, und die eine wie die andere versäumt es, aus Liebedienerei gegenüber den Arbeitermassen (deren Interesse wahrlich dadurch schlecht wahrgenommen wird), der Arbeiterklasse ihre Pflicht als Trägerin der Produktion klarzumachen. Ist so die Substanz einer positiven Politik bei beiden Parteien nicht vorhanden, so besteht im Negativen aber eine so weitgehende Übereinstimmung, daß ein Grund zur Aufrechterhaltung der äußeren Trennung kaum gefunden werden kann.

**Italien** Daß schließlich die notwendige Entwicklung durch kein Phrasengeklänge aufgehalten werden kann, zeigt in recht interessanter Weise die jüngste Geschichte der italienischen Partei. Noch vor 3 Jahren war sie der Hort des Bolschewismus in Europa und verachtete alles, was auch nur entfernt nach dem verpönten Revisionismus aussah. Jetzt war es so weit gekommen, daß ihre praktisch arbeitenden Politiker, die Kammerdelegierten, sich gezwungen sahen sich gegenüber den offiziell noch immer herrschenden Parteidogmen für »autonom« zu erklären und ohne die Billigung des Parteivorstands zu handeln. Seit Jahren tobt in Italien der Kampf des Fascismus gegen die Arbeiterschaft. Herrscht in Deutschland der Einzelmord, so dort ein ausgebildetes Landsknechtstum, das sengend und brandstiftend durch das Land zieht. Neuestens richten sich die Angriffe der Fascisten vor allem gegen die Bewegung in Ober- und Mittelitalien, wo sich die einst völlig versklavte Landarbeiterschaft unter Führung der Confederazione del lavoro Macht erworben hat: Bologna, einer der Sitze der Organisation, war auch der Mittelpunkt des letzten Fascistenangriffs. Das Haus des Konsumvereins und das Volkshaus wurden niedergebrannt, und um die Landarbeiterorganisationen zu sprengen, vertrieb man Arbeitslose aus der Provinz Ferrara dahin zu dirigieren. Die Regierung sieht dem skandalösen Schauspiel vollkommen untätig zu; die bürgerlichen Zeitungen konstruieren »anarchistische« Anschläge, zu deren Abwehr der Fascismus angeblich dienen müsse. Die Partei aber beantwortet diese Herausforderungen mit möglichst intransparentem Verhalten und radikalen Redensarten. Dabei geht ihre Mitgliederzahl gewaltig zurück, die Massen

sprechen so ein scharfes und gerechtes Urteil über diese Art Politik. Von 47 000 vor dem Krieg war die italienische Sozialdemokratie nach dem Krieg auf 210 000 Mitglieder angewachsen; heute zählt sie deren nur noch 70 000. Bei diesen hoffnungslosen Zuständen versuchte die Kammerfraktion, in der die Rechte überwiegt, sich endlich von dem Joch des Parteivorstands freizumachen. Mit 44 gegen 20 Stimmen nahm sie einen Antrag Zirardini an, der jeder Regierung die Unterstützung zusagt, die wieder gesetzliche Zustände herbeiführen wolle. Sie stützte sich dabei vor allem auf die Confederazione del lavoro, die auf der vorjährigen Tagung ihres Nationalrats in Verona einen ähnlichen Beschluß gefaßt hatte. Sofort griff der Parteivorstand ein. Er berief zur Beurteilung der Frage einen Landesrat. Dieser lehnte die Haltung der Fraktion mit 13 gegen 6 Stimmen bei 5 Stimmenthaltungen ab. Die Abgeordneten hätten sich als Vollzugsorgan der Partei zu betrachten, und auch die Gewerkschaften seien durch einen Vertrag an die Beschlüsse der Partei gebunden. Ein außerordentlicher Parteitag werde endgültig über die sozialistische Kammerpolitik zu entscheiden haben. Vorläufig hat sich die Fraktion diesem Votum nicht unterworfen. Sie erklärte sich mit 33 gegen 14 Stimmen für autonom, beschloß nochmals gemäß der Tagesordnung Zirardini zu verfahren und ihre Stellungnahme dann vor dem nächsten Parteitag zu rechtfertigen. Aber die Gewerkschaften blieben leider nicht fezt. Die Confederazione del lavoro berief vom 3. bis zum 6. Juli ihren Nationalrat nach Genua, um zu entscheiden, ob unter diesen Umständen der Vertrag zwischen Gewerkschaften und Partei noch aufrechtzuerhalten sei. Die Abstimmung über diese zentrale Frage war für viele eine taurige Überraschung. Von 1 128 000 Gesamtstimmen entfielen nur 537 357 auf die reformistische Resolution. Die anderen zersplitterten sich zwischen »Kommunisten«, die den Generalstreik beantragten, Maximalisten und anderen Mittel- und Extremgruppen. Dieses Ergebnis ist wohl in erster Linie der Wührbarkeit der Bolschewisten, in zweiter den Spaltungsdrohungen des Parteivorstands zu danken. Der Nationalrat der Confederazione will nun nach dem Parteitag, der im August stattfinden soll, einen außerordentlichen Gewerkschaftskongreß zur Entscheidung über die zukünftige Politik einberufen. Inzwischen ist die sozialistische Fraktion

im Parlament, die keine feste Stütze hinter sich hat, in ihrer Aktionsfähigkeit gelähmt. Die Einsicht wird wieder einmal in der Partei erst kommen, wenn der richtige Augenblick lange verpaßt ist.

#### Totenliste

In Chemnitz starb in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar *Karl Sindermann*, einer der volkstümlichsten Agitatoren und Organisatoren der sächsischen Sozialdemokratie, im Alter von 54 Jahren. Sein Leben bedeutet ein Stück sächsischer Parteigeschichte, und nicht zum wenigsten ist es seiner unermüdlichen Propagandaarbeit zu danken, daß die Sozialdemokratie die stärkste Partei Sachsens wurde. Besondere Verdienste hat er sich um die Eroberung der Oberlausitz erworben, deren Wahlkreis Löbau-Ebersbach er als erster sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichstag vertrat. 1909 wurde Sindermann in den sächsischen Landtag gewählt und entfaltete nun dort als einer der Führer der Fraktion und Redner bei allen wichtigen Fragen seine Haupttätigkeit. Seit 1899 war Sindermann Vorsitzender der sächsischen Partei.

Am 4. Juli starb in Berlin *Ernst Däumig*, nachdem ihn während einer Reichstags-sitzung ein Schlaganfall getroffen hatte. Er stand in seinem 56. Lebensjahr. Sein Name war zwar erst durch die Revolution in der breitem Öffentlichkeit bekannt geworden. Aber lange vorher schon hatte er der Sozialdemokratie angehört und in verschiedenen Posten für sie gearbeitet. Von 1911 bis 1916 als Redakteur an den Parteiorganen in Reuß, Halle, Erfurt und dann im Vorwärts; von 1912 bis 1918 auch als Leiter des Bildungsausschusses. Später trat er den Unabhängigen bei, deren Vorsitzender er eine Zeitlang war; nach der Revolution ging er zu den „Kommunisten“ über, von denen er mit Paul Levi zusammen zum Vorsitzenden gewählt wurde. Der Märzputsch 1921 öffnete ihm die Augen über die Unzulässigkeit ihrer Methoden, er schlug sich wieder zu den Dissidenten und kehrte in die Reihen der Unabhängigen zurück. Diese wählten ihn 1920 in den Reichstag. Däumig war offenbar mehr Phantasie- als Vernunftpolitiker. Gefühlswarm und leidenschaftlich dem Sozialismus hingegen, aber ohne strenge politische Schulung, war er schnell bereit neue Ideen aufzunehmen, um sie nach einer weitem Erfahrung ebenso schnell wieder fallen zu lassen. So gehörte er 1918 zu den begeistertsten Verteidigern und Annängern

der "Räteregierung". In ihm überwoogen wohl überhaupt dichterisch phantastische Neigungen, wie auch sein persönliches Leben einen abenteuerlichen Zug trägt. Er war 1866 in Merseburg geboren, hatte in Halle das Gymnasium besucht und dann angefangen Theologie zu studieren. Sein Leben lang war er, wenn auch in freiem Sinn, religiös gerichtet. Auf der andern Seite zog ihn der Militärdienst an. Er wurde Soldat und blieb es 11 Jahre. Längere Zeit verbrachte er als Legionär der französischen Fremdenlegion, mit der er Afrika und Hinterindien durchstreifte. Seine Erinnerungen daran hat er in einem Buch *Moderne Landsknechte* niedergelegt. Der Verstorbene wird von allen, die ihn kannten, als ein Mensch von reiner Gesinnung geschildert.

**Kurze Chronik** Die Sozialistische Partei der *Vereinigten Staaten*, die aus der Zweiten Internationale ausgetreten war, sich aber bisher auch keiner der anderen Internationalen angeschlossen hatte, ließ am 1. Mai durch ihren Sekretär Braustetter der Wiener Arbeitsgemeinschaft mitteilen, daß sie auf Beschluß des Parteitags ihren Anschluß an diese anmelde. **◇** Bei den General- und Kantonalratswahlen, die Ende Mai in *Frankreich* stattfanden, ergab sich ein bedeutender Zugang für die Sozialistische Partei und ein entsprechender Rückgang sowohl der Kommunisten wie des Nationalen Blocks. **◇** Bei den *holländischen* Wahlen, den ersten nach Einführung des Frauenstimmrechts, hat die Sozialdemokratie an Stimmen verloren. Während sie früher 22.% der Abgeordneten stellte, sind es jetzt deren nur noch 20%. **◇** Bei den *finnländischen* Parlamentswahlen, die im Juli stattfanden, behaupteten die Sozialisten ihren Bestand, sofern man ihnen die Kommunisten zurechnet. Diese beteiligten sich zum erstenmal an der Wahl und erhielten 27 Mandate. Den eigentlichen Sozialisten verbleiben 53. **◇** Am 30. Mai wurde *Ottilie Baader* 75 Jahre alt. Die Partei hatte in Berlin eine Feier veranstaltet, an der eine große Zahl Genossen und Genossinnen teilnahm. Ottilie Baader gehört noch jenem immer seltener werdenden Typus älterer Sozialdemokraten an, für die die Mitarbeit an der Arbeiterbewegung ein heiliger Dienst, das Beste ihres Lebens war. Sie nimmt noch heute den gleichen lebendigen Anteil an der Entwicklung der Partei wie in den Tagen ihrer Jugend.

**Literatur**

Der Geschichtsschreiber des englischen Sozialismus, *Max Beer*, veröffentlichte eine

sehr interessante Broschüre *Der britische Sozialismus der Gegenwart* (1910 bis 1920) /Stuttgart, Dietz/. Er gibt darin einen Überblick über die Entwicklung der verschiedenen sozialistischen Strömungen in England vom Chartismus bis auf die neueste Zeit. Interessant ist die Darstellung der Nachkriegszeit. Nach einer Periode lebhafter Kriegsbegeisterung, in der die Hauptführer der Independent Labour Party, MacDonald und Snowden, ihren Einfluß auf die Arbeiter verloren, gewannen nach Friedensschluß auch in Großbritannien sozialistische Ideen rasch an Ausdehnung. Die Arbeiterschaft wurde radikalisiert. Auch jetzt erhielt weniger der Marxismus als ein aus Amerika und Frankreich übernommener Syndikalismus Zuzug. Mehr dem Boden Englands angepaßt ist der sogenannte *Gildensozialismus* (dessen geistiger Ursprung in Frankreich, bei George Sorel, nicht vergessen werden sollte), der den Genossenschaftsgedanken in der Produktion besonders betont. Im ganzen trat jedenfalls nach dem Krieg eine ungeheure Machterweiterung der Arbeiterbewegung ein. Die Beersche Arbeit ist jedem zu empfehlen, der sich schnell und mühelos über die Entwicklung des britischen Sozialismus orientieren will. Die Darstellung zeigt auf neue die bekannten Vorzüge des Verfassers, der das Wesentliche klar herauszuarbeiten weiß und durch Geist und Gedankenfülle den Leser auf hohem Niveau hält, ihn jedenfalls daran hindert in das gewohnte stehende Wasser der Parteiphraseologie hinabzugleiten. ◊ Eine Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie hat *Ludwig Brügel* zu schreiben begonnen /Wien, Ignaz Brand/. Der 1. Band bringt Dokumente der Reaktion 1848. In kurzen Einleitungsworten schildert der Verfasser den Weißen Schrecken in Wien nach der Niederwerfung der achtundvierziger Revolution. Der Hauptinhalt des Buches besteht aus offiziellen Dokumenten, Proklamationen, Zeugenaussagen, Verhörprotokollen in den Schreckensprozessen gegen Robert Blum, Julius Fröbel, Alfred Julius Becher, Hermann Jellinek und Wenzel Messenhauser, den provisorischen Oberkommandanten der Wiener Nationalgarde. Das kleine Buch stellt einen Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Revolution und Gegenrevolution dar, der auch für unsere Tage lehrreich ist.

**Geistige Bewegung / Victor Engelhardt**

**Katholischer Geist** Es ist in dieser Rundschau (1921 II, Seite 1128 ff., und 1922 I, Seite 310 ff.)

dargelegt worden, wie das neureligiöse Leben durch die Hinwendung zur Menschenseele seinen innern Sinn erhält, und daß es an der Spannung zwischen Einzelseele und Gemeinschaftserlebnis orientiert erscheint. Der Weg vom Individuum zur Gemeinschaft ist nicht leicht. Alle Traditionen der hohen geistigen Entwicklung, die mit der Renaissance und Reformation begann, hängen sich wie Bleigewichte an die Füße dessen, der über die Gegenwart zur Zukunft schreitet. Die Renaissance hat die Persönlichkeit entdeckt, die Reformation hat den einzelnen vor seinen Gott gestellt, und die bürgerlichen Revolutionen machten das Individuum frei. Der Protestantismus, besonders in seinen calvinistischen Formen, war nach Max Weber die der kapitalistischen Epoche adäquate religiöse Gestalt. Die Verachtung des Katholizismus und seine Identifizierung mit krassem Aberglauben war die gegebene Ansicht der vergangenen Tage, und Los von Rom-Bewegung, Kulturkampf und Monismus waren ihre letzten Kampfziele.

Der Calvinismus entstand lange vor der höchsten Entfaltung kapitalistischer Macht. Die leicht beweglichen Sphären reiner Geistigkeit reagieren schnell auf Veränderungen ihres Milieus. Sie verändern ihr Antlitz in tiefsten Zügen, wenn die trägere Welt materiellen Geschehens erst Spuren des Neuwerdens zeigt. Diese Erkenntnis läßt uns aufhorchen, auch in unseren Tagen. Noch sind Sozialismus und Gemeinschaft fern, noch regiert Einzelinteresse die Wirtschaft der Welt, und doch sind die Geister erwacht. Sie ahnen die Zukunft. Die Jugend vorerst. Sie hat den schweren Weg vom einzelnen zur Gemeinschaft gefunden; gefunden, noch nicht vollendet. Der Weg, den sie ging, sei hier nur mit Stichworten bezeichnet. Die Jugend kam vom Individualismus der Väter, fand in ihm die Kraft gegen die Kultur der Väter zu kämpfen, Eigenes zu wollen, und entdeckte ein triebhaftes, vom Eros getragenes Leben. *Bewußt* wurde das Gemeinschaftserlebnis, als die Jugend ins Studententalter der Freideutschen geriet. Problematik machte sie wirr. Sie kämpfte mit den Resten eines Relativismus, den sie zu überwinden bereit war. Heute zeigen sich in der Jugend erste Spuren absoluter Gestaltung,

ein logischer Schritt aus der Problematik heraus. Sie weisen den Weg ins religiöse Gebiet.

Der Schritt ins "Absolute" gibt uns zu denken, ganz gleich, ob wir ihn mitmachen wollen oder nicht. Der Schritt ins Religiöse noch mehr. Tatsachen sind zwingend, und Vertiefung in sie die Aufgabe, die wir stellen. Tatsache ist: Das Gemeinschaftserlebnis tritt für viele ins Absolute, ins religiöse Bereich. Aus Gemeinschaft wird Gott, Anthropozentrismus wird zum Theozentrismus gesteigert. Um neue Bildungen wird gerungen, im heißesten Kampf, und alte, uralte Formen treten fordernd vor uns: Das, was ihr sucht, wir haben es längst, seit mehr als 1000 Jahren. Die Mystik der Zeit sieht sich aufs neue vor den Katholizismus gestellt. Wird eine "Rom-bewegung" der Ausdruck für unsere Tage, wie "Los von Rom" der Kampf der vergangener Zeit? So viel scheint jedenfalls sicher: daß neue Religiosität vieles vom Katholizismus lernt, und daß sie in ihm nicht mehr einen Aberglauben sieht.

Wo der Skeptiker des ausgehenden Jahrhunderts Priestertand sah, sieht der um den Menschen ringende Denker der heutigen Tage eine feste Gemeinschaft. Die Kirche wäre nicht Kirche, wirklichkeitsnahe, klarsehende katholische Kirche, wenn sie die Gunst der Lage nicht freudig benutzte. Man erkennt, wie nahe das religiöse Suchen an katholische Ergebnisse kommt, und man stellt mit Freude den Unterschied zum Protestantismus heraus: »Der protestantische Genius«, sagt Joseph Weiger in der Diederichschen Zeitschrift 'Die Tat', »erblickt in der unvermittelten Beziehung des Menschen zu Gott die religiöse Wertformel schlechthin, sie wird ihm erschöpfender Ausdruck seines Individualismus... Der Katholik wird sich Gottes und Christi erst durch den im Glauben vollzogenen Anschluß an die religiöse Gemeinschaft der Kirche bewußt.«

Das Zauberwort ist gefallen, es heißt Gemeinschaft und mengt alte, starke lebendige Kräfte in das geistige Gären der Zeit. Die katholische Kirche, oder genauer: viele, die ihr angehören, haben verlorenes Selbstvertrauen wiedergewonnen. Man denkt an Mission, vielleicht sogar an Gegenreformation. »Die Welt kann nur dann wieder gesunden, wenn sie wieder lernt katholisch zu sein, ganz katholisch zu sein«, ruft Norbert Becholl auf dem 3. Deutschen Quickborntag aus. Man will die Wunden heilen, die der Deutsche durch die Reformation und die

Reformationskriege ins Antlitz der Erde gehauen. Man kann sich so hohe Ziele stecken, man kann so überkühn sein, weil man der Sehnsucht der Zeit so weit genügt. Gemeinschaftserlebnis ins Absolute gesteigert ist, wie schon betont, die Idee, die unsere Tage mit der katholischen Kirche verbindet.

»Wie der Mensch«, führt Ernst Michel in dem bereits oben erwähnten Tatheft aus, »seiner Wesensbestimmung nach nicht nur Persönlichkeit, sondern ebenso ursprünglich auch, Gemeinschaftswesen ist, so mußte das Erlösungswerk am Menschen durch Gottes Menschwerdung auch der zweiten Bestimmung des Menschen, seinem sozialen Wesen, genügen. Die absolute Persönlichkeit Christi wandelte sich in den heiligen Geist der die Wahrheit verkörpernden sichtbaren Gemeinschaft der Kirche... Das Prinzip des Katholizismus ist die objektive Gottesgemeinschaft.« In diesen Worten liegt die Bedeutung des Katholizismus für das Ringen der Zeit. Mit der dem katholischen Glauben unlösbar verbundenen Forderung solcher transzendenten Wirklichkeit, wie sie die »objektive Gottesgemeinschaft« bedeutet, sind aber, wenigstens für die heute geltende Geisteslage, die Grenzen katholischer Erfolge gezogen. Den Schritt über die Immanenz hinaus zur Transzendenz haben wenige der heute Ringenden vollzogen, und ob ihn viele vollziehen werden, läßt sich noch nicht entscheiden.

Die jedoch, die ihn aus innerer Seele heraus vollziehen und vollziehen müssen, werden, wenn auch nicht bekehrt, so doch sicherlich vom katholischen Wesen gepackt. Die objektive transzendente Gottesgemeinschaft der Kirche erscheint bei Ildefons Herwegen (Alte Quellen neuer Kraft / Düsseldorf, L. Schwann/) in höchster Geschlossenheit als mystische Person, oder vielmehr sie bildet als der Leib, zusammen mit Christus als dem Haupt, eine mystische Person, den Christus. In der Liturgie, dem »Gebet der Kirche«, ist das Leben dieser mystischen Person ins sinnlich Faßbare verdichtet. Die Kirche betet, »und jedes Glied in seiner Funktion an dem Leibe Christi«. Die transzendente Gemeinschaft wird in der Liturgie erlebt. Das ist der tiefste, zeitgemäße Sinn der heute überaus stark gewordenen liturgischen Bewegung. Wenn die Kirche betet, betet sie immer im Plural und schließt so alle Betenden zu einer großen Einheit in Christus zusammen. Jeder ist da eins mit dem andern. »So wirkt die Liturgie im höchsten Sinn sozial.«



Die Liturgie muß heute, durch das Betonen des Gemeinschaftserlebnisses mehr denn je, nach einer zentralen Stellung im katholischen Leben verlangen. Man nähert sich, um die Typen zu gebrauchen, die Hermann Hefele in jenem Tatheft aufstellt, uer »benediktinischen Form«. Das Leben des Benediktiners ist bis in seine kleinsten alltäglichsten Äußerungen liturgisch durchtränkt, ganz anders als das des franziskanischen oder jesuitischen Typus. Der Franziskaner brachte neue Formen der Seelsorge in Predigt und Beichte, und der Jesuit steht schon, mit persönlicher Andacht und religiöser Übung unter individualistischem Einfluß. Ein Benediktiner, Herwegen, Abt von Maria Laach, war demnach gegebener Führer in der Bemühung um Neuerweckung des liturgischen Geistes. Er wünscht das Meßbuch, das Brevier, das Rituale und das Pontifikale in den Händen der Laien. Er zeigt in seinem äußerst lesenswerten Buch zahlreiche Wege zu liturgischem Verständnis. Der Sinn des Kirchenjahrs im liturgischen Drama wird zum »Gesamtkunstwerk im Sinne Wagners« gestaltet. Der 1. Teil bis Pünigsten ist dem Erdenwandel Jesus' gewidmet, Pünigsten bis Advent schildert den Aufbau und das innere Wachstum des "Reichs". Ein Drama von 1jähriger Dauer. Diese breite Ruhe ist es, die uns heute fehlt.

Es ist die Ruhe, die Einheit, die Sicherheit einer in sich festen Kultur. In der vorigen Rundschau wurde von der Sehnsucht der Tage gesprochen, von der Sehnsucht nach einer neuen Einheitskultur, von einer Sehnsucht, die oftmals ins Mittelalter zurückschweift. Das Dantearjahr mit seinen Feiern verlieh dieser Sehnsucht Gestalt. (Eine der empfehlenswertesten Festreden des Jahres ist Wilhelm Friedmann Dante /Leipzig, Felix Meiner./) Die katholische Kirche, lebendiges Mittelalter, im Guten und wohl auch im Bösen, will der Sehnsucht "ewig" gültige Erfüllung schenken. Zurück ins Christentum! ruft sie mit Herwegen aus. Denn nur im katholischen Christentum gibt es ein Eintauchen in die einheitliche Wirklichkeit der liturgischen Welt. In der Liturgie können, nach des Abtes Ausspruch, die Menschen der Tage den geschlossenen »Lebensstil« finden, um den sie so heiß sich bemühen. Mit lächelnder Ruhe fast sieht die katholische Kirche auf das Treiben der Welt: Das, wonach ihr euch seht, das, worum ihr euch müht, seht, wir haben es lange. Zersplitterung ist Fluch, Fluch

der nachmittelalterlichen Epochen. Der katholische Mensch aber »ist der ganze Mensch«, verkündet Romano Guardini in jenem Tatheft. »Er allein ist es. Der Mensch der schrankenlosen Positivität.« Er lebt in einer objektiven Welt, in der Religion »Eigenart« hat, und nicht als Mittel zur Förderung ethischer und kultureller Werte dient (Michel). Er lebt freudig in dieser göttlichen Welt. »Ein Hauch von Freude zieht«, wie Herwegen ausführt, »durch die ganze Liturgie. Ihr Gebet ist Gesang, selbst an den Tagen der Buße und Trauer erstirbt nie ein leiser Klang der Freude.« »Zuweilen ist's, als wisse nur der katholische Mensch so recht, wie köstlich das Leben ist«, ruft Guardini aus. »Denn nur, wer das Gut in seiner Hand hält, es wägend, ob er es behalten oder weggeben soll, fühlt seine letzte Kostbarkeit.« Freude, die der Protestantismus, und nun gar der Calvinismus, nicht gibt, Freude, auch wenn sie transzendenten Quellen entstammt: das ist der Geist der Zeit, der hier, wie an anderen Punkten, vielleicht erstaut, vielleicht überrascht, dem katholischen Geist gegenübersteht.

#### Quickborn

»Katholische Art hat den Sinn für die Wirklichkeit«, sagt Romano Guardini. Sie zeigt ihn in der intensiven Kulturpolitik der Zentrumsparterie, mit der sie uns oft als einzig ernsthafter Gegner erscheint. Von ihrer Art die Dinge anzupacken, mit den Verhältnissen zu rechnen und das Erreichbare über dem Erwünschten nicht zu vergessen können wir lernen. Man lese die Schriften zur deutschen Politik /Freiburg, Herder/ (bisher erschienen Georg Schreiber Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus, Joseph Mausbach Religionsunterricht und Kirche), und man wird sich der Stärke der katholischen Arbeit bewußt. Nicht minder glücklich ist man um die Gewinnung der Volksmassen bemüht. Die Schriften des Volksvereinsverlags in München-Gladbach, auf die hier schon öfter hingewiesen wurde, gehen voran. (In den Feierabenden, Plaudereien mit jungen Staatsbürgern, die dieser Verlag herausgibt, ist jetzt als 2. Band Bürgerliche Gemeinschaft und Volkstum von Anton Heinen erschienen. Der katholisch-sozialen Bewegung dient die im gleichen Verlag erscheinende Führerkorrespondenz, die seit Januar als neue Folge der Präsidialkorrespondenz erscheint. Herausgeber ist August Pieper.) Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Nach diesem Sprichwort handelt man im katholischen

Lager. Man wirbt nicht plump um die Jugend, mit Herablassung, Zuckereisens und frommer Täuschung. Man kennt die Kräfte der Jugend, man weiß sie zu schätzen. Dort, wo sie dem eigenen Willen entgegenstreben, nimmt man sie auf und leitet sie zur Kirche hin. So entsteht eine Bewegung, von der man gar oft nicht weiß, ob sie vom eigenen Willen der Jugend getragen ist, oder ob die Jugend von dem Alten geführt wird. Quickborn heißt die katholische Jugendbewegung. Im Jahr 1909 bildeten sich in verschiedenen süddeutschen Städten Zirkel abstinenter Schüler. 1913 scharte der Professor Hermann Hoffmann wanderfrohe Gesellen um sich, und gleichzeitig wurde man sich in katholischen Wandervogelgruppen seines Katholizismus bewußt, wie man bei Romano Guardini (Quickborn / Burg Rothenfels am Main, Deutsches Quickbornhaus,) nachlesen kann. Im Jahr 1913 wurde die Zeitschrift der Bewegung geschaffen: Quickborn. 1921, als die dem Quickborn Entwachsenen sich zum Älterenbund zusammengeschlossen hatten, traten die Schildgenossen, Zeitschrift des Älterenbundes im Quickborn hinzu. Da der Quickborn sich fast ausschließlich auf Schüler höherer Lehranstalten beschränkt, wurde die Bewegung durch den Jungborn ergänzt, der die werktätige Jugend umfaßt. Im Hochland, jetzt dem Älterenbund eingegliedert, fanden sich schließlich die bewußt katholischen Kreise der Studenten zusammen.

Bei der Entstehung und Weiterentwicklung des Quickborns hat der Führerwille erwachsener Leiter sicher eine ganz andere Rolle gespielt als in der autonomen Jugendbewegung. Die Festberichte erzählen stolz von Eltern, Pfarrern und Lehrern, die sich mit der Jugend gefreut haben. Ein Flugblatt beruft sich auf über 100 priesterliche Freunde, auf bischöfliche Empfehlungen und auf hohe Gönner »unter unseren Oberhirten«. Trotzdem wäre es falsch die Quickbornbewegung allein aus dem zielbewußten Willen der Erwachsenen abzuleiten. Die innere Problematik der Jungen kam den Wünschen der Kirche auf halbem Weg entgegen. Immanente Logik drängte zum dritten Schritt der Jugendbewegung. Dieser heißt, nach dem Triebleben im Wandervogel und dem Ringen um klares Bewußtsein im Freideutschtum: Handeln und Tat. Jungdeutsche, Neuwirkleute und sozialistische Jugend sind ums Handeln bemüht.

Handeln heißt im Wirklichen stehen, in dieser Welt und nicht in traumhaften

Sphären. Der Autonomiegedanke muß beim Übergang von bloßer Romantik zu kulturpädagogischer Arbeit sein inneres Wesen verändern. Wohl bleibt die Eigenbedeutung der Jugend. Aber sie muß sich in eine höhere Einheit einordnen. Diese umspannt, soweit sie das Individuum faßt, das Ganze des menschlichen Lebens und, soweit sie zur sozialen Sphäre gehört, die ganze Gesellschaft, mit Kindern, Jungen und Alten. Das Verhältnis zur Totalität ist das Problem, vor das sich die Jugend gestellt sieht. Von der Art, wie sie es löst, hängt ihr weiteres Schicksal ab. Man ist sich, zum Beispiel in jungdeutschen Kreisen, der Schwere der Aufgabe bewußt. »Die neue Jugend«, führt Harald Schultz-Hencke im Ausspracheanteil der Schildgenossen aus, »spürt, und spürte auch schon, bevor Guardini zu ihr sprach, zum Beispiel in Jena 1919, daß sie sich gegen die Ganzheit des Lebens versündigt hatte, daß sie zu wenig Sinn für und Hingabe an die Wirklichkeit besessen hatte.«

Einordnung in eine, von der Jugend erst gewollte, noch nicht erkannte Totalität; das ist die Brücke, die die Jugend selber zum katholischen Lager gebaut hat. Damit soll noch nicht gesagt sein, das Ganze des Menschenlebens, um das sich die Jugend heute bemühen muß, sei der katholische Mensch, und das Ganze der Gesellschaft sei unbedingt die katholische Kirche. Jugend will Neues, will Zukunft, und nur ganz selten vergangene Formen. Aber Jugend weiß noch nicht, was sie will. Damit ist die psychologische Situation gegeben, die Schultz-Hencke als »Verführung« bezeichnet. Verführung muß es nicht sein. Es wird »fertig« geboten, was man sucht: nicht in neuen Formen, aber in Formen, denen man sich durch eigenes Erbgut doch innig verwandt fühlt. So ist der Übergang eines Teils der Jugend ins katholische Lager sicher eine freiwillige Tat.

Beim ersten Schritt, beim zweiten sind sie Kadetten. Stills ist es stets, und nicht nur hier. Unmerklich ist der Zwang, weil eine wirklichkeitsbewußte Kirche das innerste Wesen der Jugend nirgends verletzt. Die heute für fast alle Jugendgruppen geltende Meißnerformel wird völlig anerkannt. »Jede Phase hat auch ihren Eigenwert und steht in sich«, sagt Guardini in seinem schon genannten Tatartikel, »denn in jeder ist das Leben als ein Ganzes enthalten, jede ist wirkliche, in sich abgeschlossene Lebendigkeit.« Man darf an der »Autonomie«

nicht rütteln, will man nicht die Jugend verlieren. Man tut es nicht und braucht es glücklicherweise auch nicht zu tun; denn das immer stärker werdende Streben der Jugend nach Totalität ist eine willkommene Ergänzung zu jener Autonomie. Die Aufgabe lautet nach Guardini: »die Eigenwertigkeit der Jugend einzuordnen in die neu gesehene Ganzheit des Lebens und die Eigenständigkeit der jungen Persönlichkeit einzufügen in das Ganze der objektiven Gemeinschaftsordnung, besonders in das Verhältnis der Autorität.« Damit ist der Schritt vollzogen. »Das Ganze des Lebens bejahen«, führt Guardini in einer Flugschrift Neue Jugend und katholischer Geist / Mainz, Matthias Grünewald-Verlag/ aus, »aber in diesem Ganzen den Mächtigen den Vorrang geben, denen er den innersten Gesetzen alles Seins gemäß zukommt, das ist katholischer Geist.«

Ein voller Akkord tönt der Jugend entgegen: Autonomie und Totalität, ja absolute, ewig seiende Ganzheit, das ist es, was ihr wollt. Wir haben es in der katholischen Kirche. Muß da Jugend nicht in Scharen zu dem hinströmen, der ihr fertig bietet, was sie trotz aller heißen Bemühung wohl ahnte, aber noch niemals in festen Formen erschaute? Die Formen der Kirche sind fest und sind sinnlich erfassbar, kunstvoll, die Kräfte der fühlenden Seele erregend und frei von kaltem Verstand. Man geht ein in die Totalität der Kirche. »Der junge Mensch ist nicht Gott . . . , der junge Mensch ist auch nicht der ganze Mensch« (Guardini), daher muß er sich in das Ganze einordnen, beugen vor Gott, der allein autonom ist, und muß demutsvoll sein. In diesen Gedanken liegt alles beschlossen, was Quickborn von anderen Teilen der Jugendbewegung unterscheidet. Die äußeren Formen: Kleidung, Volkslied und Tanz, Wandern und Spiel, hat er mit der heutigen Jugend gemein. Zur Autorität aber steht er ganz anders. »Es gibt in der Menschheit eine Stellvertretung Gottes; sie heißt Autorität, verkünden die Sätze der 2. Quickborner Tagung. Durch den Gottesbegriff werden Autorität und Totalität aneinandergebunden und der Jugend nahe gebracht. Aus der objektiv transzendenten Höhe steigt man im 3. Absatz der Leitsätze zu den praktischen Bedürfnissen der führenden "Alten" herab. »Solche Autorität in Familie, Staat und Schule schützen wir und halten wir heilig, einerlei, ob uns ihre Träger als Menschen zusagen oder nicht.« Von einem Kampf gegen das

Alter ist keine Rede. »Die erste und oberste Pflicht . . . haben wir gegen Eltern und Geschwister, dann erst kommt für uns Quickborn.« Die Geschlechterfrage, die die heutige Jugend so brennend bewegt, wird ganz im Sinn autoritativer Tradition gelöst oder besser beiseite geschoben. Die Gruppen bleiben getrennt; Nur bei Festen finden sich Jungen und Mädchen unter Aufsicht zusammen. Im Älterenbund wird manchmal gemeinsame Arbeit geleistet. Ziel ist die ewig unlösbare Ehe der katholischen Kirche.

Eine gewisse Spannung zwischen dem doch immerhin anerkannten Autonomiegedanken und dieser festen Bindung an die Autorität ist nicht abzuleugnen. Sie blieb den Quickbornern wohl selbst nicht verborgen. Aber sie wurde gelöst. Nicht umsonst hat die katholische Kirche eine viele Jahrhunderte lange diplomatische Laufbahn durchmessen. Im 4. Absatz der Sätze der 2. Quickborner Tagung heißt es: »Davon [von der autoritativen Bindung an die Familie usw.] verschieden ist die selbstgewählte Leitung und Führung, wie sie in unserm Gruppenleben hervortritt.« Auch die priesterliche Autorität ist im Gruppenleben durch »Freiwilligkeit« und »Vertrauen« zu ersetzen. Autorität im Leben, Autonomie in der Bewegung: So gelang es, über alle Schwierigkeiten hinweg, eine von jugendlicher Begeisterung getragene Organisation der Jugend zu schaffen, die fest mit der Kirche verbunden ist.

Die Kirche selbst wird durch ihre Verbindung mit jugendlicher Kraft manchen innern Vorteil erringen. Mit anderen Augen als die karitative gestimmte Generation treten die Großquickborner, die Älteren des Bundes, an das soziale Problem. »Werfen wir keine Steine auf die Spartakisten und Kommunisten«, sagt Elisabeth Hollmann (in den Schildgenossen), »legt alle ihre Greuel auf die Wagschale, sie dürften die Schale mit dem seit 100 Jahren am Proletariat begangenen Verbrechen kaum heben.« Und B. Pfister ruft aus: »Die Zukunft geht nicht in sozialen Geist . . . Es gibt für uns als erstes nur das göttliche Gebot der Nächstenliebe. Damit stellen wir die soziale Frage vor die nationale.« Man ist bei Jungen und Älteren auf der Suche nach neuen Formen, des Lebens und der Gesellschaft, und man ist in dieser Suche Jugendbewegung durch und durch und vermag als solche die Kirche zu befruchten, die es bei ihrer monumentalen Größe immer verstanden hat neuen Wirklichkeiten Rechnung zu tragen.

**Kurze Chronik** Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft veranstaltet ein *Preisanschreiben* von insgesamt 15 000 Mark für die beste Arbeit über die geistige, wirtschaftliche und sittliche Bedeutung des Werksstudenten. Die Geldpreise sind vom Präsidenten des japanischen Arbeitgeberverbands zur Verfügung gestellt worden. Die Arbeiten müssen bis zum 1. Dezember 1922 bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Dresden eingereicht sein. ◊ Der Völkerbundrat in Genf hat nach einem Referat Léon Bourgeois' eine Kommission für die *internationale Organisation der geistigen Arbeit* gebildet. Es gehören ihr an: Henri Bergson, Albert Einstein, Marie Curie, ferner der Professor der Nationalökonomie an der Universität Calcutta Banerjee, die Delegierte Norwegens auf der Völkerbundversammlung und Professor der Zoologie an der Universität Kristiania Bonnevie, der Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Rio de Janeiro de Castro, der ehemalige belgische Minister für Kunst und Wissenschaft Destrée, der Professor der griechischen Philologie an der Universität Oxford Murray, der Professor für französische Literatur an der Universität Bern de Reynold, der Professor für Kirchenrecht an der Universität Turin Ruffini und der Direktor des Elektromechanischen Laboratoriums in Madrid de Torres Quevedo. ◊ Im April wurde in Genf ein internationaler Kongreß abgehalten, der dem Schulunterricht des *Esperanto* gewidmet war. 26 Länder waren vertreten, 16 Regierungen haben sich offiziell beteiligt. Die Beratungen wurden in Esperanto geführt. Vertreter Portugals, Italiens, Tschechiens, Hollands, Japans und Chinas berichteten über die Erfahrungen in öffentlichen Schulen, ein französischer Vertreter sprach über den Esperantounterricht an den Pariser Handelsschulen, der deutsche Vertreter gab eine eingehende Schilderung der Fortschritte des Esperanto, das in 172 Städten an öffentlichen Schulen unterrichtet wird. ◊ Im Palazzo Vecchio in Florenz wurde im Mai eine *internationale Buchmesse* eröffnet. Es wurden dabei zahlreiche Ansprachen gehalten; für die deutschen Verlagsbuchhändler sprach Felix Meiner /Leipzig/, für die französischen Hachette /Paris/. ◊ Der österreichische Nationalrat nahm den Entwurf eines neuen *Pressegesetzes* an, das die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse sichern soll. Der Berichterstatter, Genosse Austerlitz, wies vor allem auf die

Bestimmung des neuen Gesetzes hin, nach der auch der Eigentümer der Zeitung in jeder Nummer vermerkt werden muß; es sei wichtig genau zu wissen, wer wirklich hinter einer jeden Zeitung stehe. ◊ Die Deutsche Hochschule für Politik in Berlin veranstaltete vom 10. Mai bis zum 12. Juli eine *politische Arbeitsgemeinschaft*, die sich in 5 Vorträgen mit der politischen Soziologie der Verwaltung, mit innerer und äußerer Politik, Parlamentarismus und Verwaltung und mit der Vorbildung des politischen Nachwuchses beschäftigte. ◊ In der 2. Hälfte des Mai fand in Berlin der 2. deutsche Kongreß für *alkoholfreie Jugenderziehung* statt. ◊ Der Arbeiterverein *Kinderfreunde* in Österreich veranstaltete vom 7. bis zum 14. Mai eine *Werbewoche* in ganz Deutsch Österreich. Die von ihm herausgegebene Zeitschrift *Die sozialistische Erziehung* /Wien, Schloß Schönbrunn/ ist für jeden pädagogisch interessierten Sozialisten lesenswert.

**Literatur** Eine Erscheinung im religiösen Leben der Gegenwart die in starkem Persönlichkeitsdrang die Gemeinschaftssehnsucht unserer Tage ablehnen muß, und die darum einsamer steht als viele der großen Propheten, ist *Christoph Schrempf*. Jetzt sind in zwangloser Folge unter dem Titel *Gegen den Strom* Reden und Aufsätze dieses Mannes herausgekommen /Stuttgart, Frommann/. Der Verfasser hat mit diesem Titel seine Stellung zur Zeit trefflich bezeichnet. Zwar ist er sich bewußt den Strom nicht aufhalten zu können. Aber er will sich wenigstens nicht mitreißen lassen, er will nicht statt »eines Ich ein Zeitgenosse« werden. Er will ein Eigener bleiben und darum auch keine Jüngerschaft suchen. »Eine Pflicht zerstreute Kräfte in Führung zu bringen und zusammenzufassen anerkenne ich nicht.« Der Individualismus vergangener Jahrzehnte stemmt sich ih Schrempf gegen die heute verkündete Gemeinschaftsforderung. ◊ Typisch für die große Bedeutung, die die Jugendbewegung gewonnen hat, ist eine Hamburger Dissertation *Curt Bondys* Die proletarische Jugendbewegung in Deutschland /Lauenburg, Adolf Saal/. Vor einigen Jahren hätte dieses Thema wohl noch ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregt. Die Arbeit Bondys kann selbstverständlich nur einen Anfang bedeuten. Sein aus Briefen und Fragebogen bestehendes Material ist noch nicht reich genug, um endgültige Schlüsse ziehen zu lassen. Aber ein erster Schritt ist getan.

# WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

## Universismus

Abseits von der wissenschaftlichen Philosophie, die mit streng wissenschaftlichen Methoden ausschließlich Probleme bearbeitet, die einer nur wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich sind und dann folglich jede bewußte Beeinflussung des Lebens ablehnt, entwickelt sich immer mehr ein Philosophieren, das über die der Wissenschaft gesteckten Grenzen weit hinausgreift und nach großen, abschließenden weltanschaulichen Synthesen strebt, die durch die immanente Notwendigkeit, mit der sich alles einer ganz bestimmten Deutung und Betrachtungsweise unterworfen zeigt, auf die Gestaltung des Lebens, die Aufstellung von Zwecken und Normen einen sehr planmäßigen Einfluß ausüben wollen. Es ist der unverlierbare Gewinn der rein wissenschaftlichen Philosophie gezeigt zu haben, was die Eigenart jeder Wissenschaft ist, und wie Wissenschaft überhaupt möglich ist, womit aber auch zugleich die Einsicht in die Grenzen des wissenschaftlichen Verfahrens gegeben ist. Daß es Geistesgebiete von eigener Struktur und eigenem Sinn gibt, die vollständig außerhalb alles Szientifischen liegen, mußte immer deutlicher werden. Zu diesen Sphären: Sittlichkeit, Kunst, Religion, gehört auch die Weltanschauung. Es bedeutet eine Einengung und Verkennung ihrer eigenen Aufgaben, wollte man Weltanschauung an ethischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Maßstäben messen oder von daher begründen. Wäre jenes ein dürrer, die Fülle des Wirklichen einzwängender Moralismus, der lediglich historisch als eine Reaktionserscheinung gegen einen Überschwang des Lebens zu verstehen ist, so wäre dieses ein Ästhetizismus, der im berechtigten Streben nach der Fülle und der Form den Gehalt des Lebens verliert. Die Verwissenschaftlichung der Weltanschauung ist ebenfalls eine Verarmung; denn sie beugt alles unter logische Kategorien. Die beiden ersten Fehlformen der Weltanschauung sind aber nicht so abwegig wie die dritte; denn sie enthalten das notwendige Element aller Weltanschauung: die wertende Einstellung des Subjekts, in sich und können darum schließlich kultur begründend sein. Die wissenschaftliche Weltanschauung aber, das Ideal eines blindwütigen wissenschaftlichen (und im tiefsten Sinn kulturlosen) Zeitalters verdirbt die Wissenschaft und die Weltan-

schauung. Jene, indem sie sie mit Aufgaben belastet, die ihr gar nicht zu kommen können (zum Beispiel eine "naturwissenschaftliche Ethik" zu schaffen), diese dadurch, daß die der Weltanschauung eigentümliche Erkenntnis verkannt wird und in der logisch-szientifischen untergeht. Läßt man die Weltanschauung frei von allen derartigen Einengungen, so ist klar, daß die Philosophie als Verfahren der Weltanschauungsbegründung nicht wissenschaftlich vorgehen kann. Charakteristisch für die weltanschauliche Erkenntnis ist, daß sie wertend, stellungnehmend von einem Standpunkt aus der Welt gegenübertritt. Die hier möglichen Standpunkte werden durch das Ganze einer Kultur gegeben und können durchaus nicht wissenschaftlich begründet und gerechtfertigt werden, sondern sie begründen die besondere Einstellung einer Wissenschaft. Man kann unter weitestem Aspekt gewisse Standpunkte als Grundtypen der Weltanschauung aufstellen, die noch umfassender und weiter sind als die bekannten Diltheyschen Weltanschauungstypen: Materialismus, objektiver Idealismus, Idealismus der Freiheit. Man könne nämlich zu Typen wie indische, europäische, chinesische usw. Weltanschauung, innerhalb deren sich dann die Diltheyschen Typen entfalten können. Diese allgemeinsten Typen begründen die Einheit der Kultur, so daß alle bei uns auftretenden Weltanschauungsbildungen in ihrer letzten Struktur von der europäischen Position ausgehen. So gibt es denn so viele Grundtypen wie Kulturen; und eine jede in der Geschichte auftretende Weltanschauung geht von einem dieser Grundtypen aus.

Es ist nun äußerst interessant, daß sich in letzter Zeit Versuche regen in der Weltanschauungsbildung über diese Standpunkte hinauszukommen, einen Standpunkt einzunehmen, der über all diesen, wenn auch noch so weit gefaßten Kulturtypen liegt und sie gleichmäßig umfaßt. Einzig in Hegels absolutem Idealismus lag etwas von dieser aller Standpunktliche umfassenden Einstellung, aber die Methode, der ganze Apparat verdrängen die Durchführung dieser Grundposition, und so mußte er bei der Verabsolutierung des Luthertums und des preußischen Staates landen. Die Versuche einer 'universistischen', das heißt alle Standpunkte in sich umfassenden, Weltanschauung gehen dagegen heute von einer ganz andern Situation aus. Die in den wirtschaftlichen Verhältnissen der 2. Hälfte des 19. Jahr-

hundreds begründete Expansion über die nationalen Schranken, die schon in Nietzsches zum Ideal »des guten Europäers« geführt hatte, mußte mit ihrer weitem Ausdehnung zu planetarischen Perspektiven führen und in einem neuen Weltbürgertum aufgipfeln, das nicht so utopisch und abstrakt ist, wie das des 18. Jahrhunderts (denn es sind Hegel und die historische Schule vorangegangen) sondern bei Anerkennung der ökonomisch-politischen Realitäten, wo hart im Raum sich die Sachen stoßen, und bei vollster Anerkennung der nationalen Grundlagen aller Kultur, strebte man nach einem übernationalen Ziel aller Geistesbildung. Man empfand beglückt in den Jahren nach 1900 das Erwachen eines neuen Humanismus, den Reichtum, die Vielfältigkeit und die Größe des Menschseins. Das große Weltunglück des Krieges hat viel von diesen Gedanken zertrümmert. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint sich jetzt bei der allmählichen Neuordnung der Welt dieser Neuhumanismus anzuschließen in vertiefter Form neue Gestaltung zu gewinnen.

Eine dieser universistischen Philosophien ist die *Hermann Keyserlings*, die ihre umfassendste Darstellung bisher in dem hier bereits angezeigten Reisetagebuch eines Philosophen /München, Duncker & Humblot/ gefunden hat. Keyserling verleiht nur einer Tendenz unserer Zeit Ausdruck. »Europa fördert mich nicht mehr.« So begibt er sich denn auf eine Weltreise, um die verschiedenartigsten Kulturen und Landschaftsformen zu erleben, das heißt die verschiedensten Bewußtseinslagen kennen zu lernen und so die ganze Breite des menschheitlich Möglichen zu erfahren. Die Darstellung der darauf basierenden universistischen Philosophie ist im Reisetagebuch zu feuilletonistisch, um die Grundprinzipien klar in ihrem Gefüge hervortreten zu lassen. Nunmehr hat *Paul Feldkeller* in einem Buch Graf Keyserlings Erkenntnisweg zum Übersinnlichen /Darmstadt, Otto Reichl/ die Erkenntnisgrundlagen klar herausgearbeitet. Was oben als verschiedene Grundtypen der Weltanschauungen bezeichnet wurde, wird hier als »Denkdialekt« bezeichnet. Eine phänomenologische Beschreibung der indisch-vorderasiatischen, des europäischen und des amerikanischen Denkdialekts geben die Grundlagen für eine erleuchtende Darstellung des Keyserlingschen Denkens, das mit allen vorgenannten Denktypen Übereinstimmungen aufweist, im wesentlichen

aber darüber hinausgreift. Es wird durch eine derart vorgehende Untersuchung offenbar, daß die Überstandpunktlichkeit Keyserlings nicht ein eklektisches Auffassen von disparatesten Einzelheiten ist, sondern daß die Struktur seines Denkens eine übergreifende ist. Der europäische Denkdialekt geht von der Voraussetzung aus, daß die Wahrheit gedanklicher, begrifflicher Art und darum in Begriffen adäquat darstellbar sei, während der Begriff nur zu technischen Zwecken der Orientierung im Raum und in der Zeit und darum zur eigentlichen, metaphysischen Erkenntnis durchaus ungeeignet ist. Und tatsächlich seiner Intention nach richtet sich der Begriff auf etwas, das außerhalb seiner liegt. Hier berühren sich Keyserling-Feldkeller mit grundlegenden Ergebnissen der Phänomenologie. Der Begriff ist, das muß noch weiter beachtet werden, nicht einmal durch nur eine Intention bezeichnet, sondern er ist mehr intentional. Weil dem bei allen Begriffsgebilden der Geschichte so ist, so erklärt sich daraus die notwendige Mehrdeutigkeit historischer Begriffe. Die Eindeutigkeit der Begriffe, so lehrt Feldkeller, kommt höchstens in der reinen Mathematik vor und ist ein Kunstprodukt des abstrakten Denkens. Das lebendige Denken drückt sich in mehrintentionalen Begriffen aus, die im Lauf der Geschichte immer neue Intentionen sich ansetzen und so immer reicher, immer mehrdeutiger werden. Die Entwicklung der Begriffe ist keine immanent notwendige wie bei Hegel, sondern biologisch-psychologische Motive sind wirksam, wie beispielsweise Maß des verschiedenen Interesses. Die Tendenz der Entwicklung ist bei Feldkeller nicht ganz klar. Denn einerseits spricht er von der immer weitem Verkomplizierung der Begriffe, andererseits stellt er aber auch fest, daß sich immer wieder ein Intellektualismus daran macht die mehrdeutigen Begriffe zu vereindeutigen. Immerhin folgt aber aus der Mehrdeutigkeit aller in Religion, Philosophie, Politik verwandten Begriffe, daß man diese Vielfältigkeit mitdenken muß, und daß der aus der aristotelischen Logik entstammende Satz des Widerspruchs hier gegenstandslos ist. Andererseits aber kann es ebenso gut sein, daß verschiedene Denkgebilde das selbe bedeuten, die *coincidentia oppositorum* des Cusaners.

Diese Begriffstheorie Feldkellers, die an vielen Beispielen der Religions- und Philosophiegeschichte durchgeführt wird, kommt außerordentlich nahe der Hegel-

schen Lehre; biegt jedoch gerade im wesentlichsten Punkt davon ab. Feldkellers Theorie hat es mit Begriffen als historischen Gegenständen zu tun, und insofern er es zum Beispiel mit einer Geschichte des Gottesbegriffs oder des Verhältnisses der Begriffe Idealismus-Realismus zu tun hat, ist seine Betrachtung zweifellos im Recht; denn dem Historiker sind Begriffe keine Inbegriffe von Urteilsgeltungen, sondern Ausformungen eines bestimmten Lebens, das es in seiner Besonderheit und Vielfältigkeit in diesen Begriffen, analog wie in anderen Kulturprodukten, zu erfassen gilt. Hegel, der von der Geschichte her zur Philosophie kam, schuf sich eine ähnliche Begriffstheorie, um einerseits die Mehrdeutigkeit eines Begriffs und dessen damit verbundene historische Entwicklung, andererseits die Dieselbigkeit verschiedener Begriffe in der Geschichte theoretisch verstehen zu können. Hegels Logik wurzelt in der geschichtsphilosophischen Problematik. Feldkellers Lehre ist der von ihm empfundenen Notwendigkeit entsprungen Keyserlings Universalismus theoretisch zu fundieren, den er voraussetzt. Aber dadurch verfällt er einer systematischen Schwäche im Vergleich zu Hegel. Bei diesem war der Begriff alles, der nichts außer sich hatte; und so ist seine Entwicklung durch seine eigene Natur hervorgetrieben. Damit wird nicht nur der immanenten logischen Notwendigkeit genügt, sondern es wurde auch (und darauf kam es ja für die Geschichtsphilosophie vor allem an) ein in sich geschlossener teleologischer Sinnzusammenhang verwirklicht. Bei Feldkeller dagegen vollzieht sich die Entwicklung der Begriffe zu größerer oder geringerer Mehrintentionalität durch die Art »des Interesses, des Tones, der auf ihnen liegt; im Vordergrund des Interesses stehende Begriffe entwickeln sich rascher, die im Hintergrunde befindlichen bleiben zurück, so daß ein Mensch gleichzeitig fortschrittlich und reaktionär sein kann«. Hier liegt eine Kausalbetrachtung zugrunde, die zwar dem Bedürfnis des Historikers genügen kann, nicht aber dem des Philosophen. Dies zeigt sich denn auch sofort daran, daß der Geschichtsphilosophie jede große systematische Geschlossenheit von vornherein genommen ist. Auf die intentionale Begriffstheorie gründet sich der Universalismus. Denn die wahre Erkenntnis liegt ja nicht im Begriff, der ja nur eine »Denkgebärde«, eine »abgekürzte, aber konzentrierte Vergewaltigungshandlung« ist, die immer

dann eintritt, wo das wahrhafte Verstehen fehlt, sondern sie liegt »in der ganzen bunten Fülle heterogensten Lebens hinter dem Begriff«. Die Wahrheit ist der hinter den Begriffen liegende Sinn. Um diesen in all seinen Nuancen zu erfassen, dazu ist eine Plastizität der Seele vonnöten, die sich vor jeder Verfestigung, jeder Charakterfestigkeit und bestimmten Lebenseinstellung hütet, so notwendig diese Eigenschaften auch in biologischer Hinsicht sein mögen. »Will der Mensch seine spirituelle Anlage ausbilden, muß er danach trachten die Abschließung seiner Persönlichkeit möglichst hinauszuschieben, die Herausbildung seines "moralischen" Leibes nach Kräften zu verzögern.« Die Hingabe der vollkommen bildsamen Seele an den Sinn ist die wahre metaphysische Erkenntnis, die in dieser Hingabe auch Leben ist. So wird Erkenntnis zu einem Sein, einem Zustand; das Wissen als ein Haben ist weit zurückgelassen. Sinnerfassung ist aber unabhängig von aller Empirie, da sich der Sinn zwar in Natur und Geschichte manifestiert, nicht aber in ihnen aufgeht; Sinnerfassung ist aber auch grundsätzlich von jedem Denkdiagnostik aus möglich, steht darum über allen.

**Lebenswerte** Die Philosophie der Werte des vor einigen Jahren verstorbenen *Hugo Münsterberg* ist jetzt in 2. Auflage erschienen /Leipzig, I. A. Barth/, so daß die Gelegenheit benutzt werden möge einen Hinweis auf dieses bedeutende Werk zu bringen. Der Versuch eine mit großer spekulativer Kraft konzipierte Weltanschauung auf ein System von Werten zu gründen ist einer der beachtenswertesten Vorstöße gegen jeden Psychologismus. Es ist eine Willensmetaphysik, die den Wert im wollenden Ich, das in einer Tathandlung die Welt erschafft, begründet sein läßt. Der Willensakt findet in einem überpersönlichen Bewußtsein statt, womit die Werte dem individuellen Belieben enthoben sind. Dieser Willensakt besteht in dem Verlangen, »daß es eine Welt gibt, daß unser Erlebnisinhalt nicht nur als Erlebnis zu gelten habe sondern sich in sich selbst unabhängig behauptet«. Der reine Wert besteht dann in der schlechthin gültigen Befriedigung, die dadurch entsteht, daß die Identität zwischen den wechselnden Erlebnissen gewollt und erreicht wird. Die Bewertung kann nun in 4facher Weise erfolgen: als Wert der Erhaltung, dem jedes Erlebnis mit sich selbst identisch bleibt; als Wert der Übereinstimmung, nach dem

die verschiedenen Teile unter einander identisch sein müssen; als Betätigungswert, wonach jedes auch in seinem Anderssein mit sich identisch sein muß; als Vollendungswert, der die Identität dieser 3 Werte mit einander ausdrückt. Werden diese Bewertungen naiv vollzogen, so entstehen die Lebenswerte; entspringen sie einem bewußten, zwecksetzenden Wollen, so entstehen die Kulturwerte. Da nun weiterhin die wertenden Erlebnisse sich entweder auf die Außenwelt, die Mit- oder Innenwelt beziehen können, so erhalten wir ein das ganze Leben umspannendes System von Werten. Diese Art das Sein als Wert zu denken knüpft bewußt an Fichte an, auch in der Tendenz die Philosophie wieder zu einer Lebensmacht werden zu lassen.

Eine sehr selbständige, ungemein reizvolle Schrift ist die des als Schulreformer bekannten Charlottenburger Rektors *Oskar Seinig* Gedanken über das Mittel /Habelschwerdt, Franke/. Der Grundgedanke des Buches ist: Es ist alles Mittel. Dies durchgängig zu erkennen ist die eigentliche Aufgabe der Philosophie, in deren Bearbeitung sich die theoretische Bedeutung der Philosophie mit ihrer praktisch-pädagogischen verbindet. Durch die Kategorie des Mittels werden alle Dinge mit einander in Beziehung gesetzt. Bei der Durchführung dieser Untersuchung ergeben sich mehrere im Begriff des Mittels begründete Unterscheidungen, die verschiedene Gegenstandsgebiete konstituieren. Es erstet so eine umfassende Weltanschauung, die vor allem dem Pädagogen eine wertvolle Grundlage seines Schaffens sein kann.

In die Gattung des religiös-ethischen Philosophierens mit einem leisen Anhauch von Erbaulichkeit gehören 2 Schriften *Walter Kinkels* Vom Sein und von der Seele und Aus Traum und Wirklichkeit der Seele /Gießen, Alfred Töpelmann/. Die Philosophie wird in den Dienst des Lebens gestellt; mit ähnlichen Mitteln wie in der antiken Diatribe wird nachhaltig auf eine Verinnerlichung und Vertiefung hingewiesen. Wir haben heute eine ganze Literatur dieses Typus. Das Angenehme dessen und der beiden Bändchen *Kinkels* im besondern ist die Anspruchslosigkeit und Beschränkung auf das stets vorhandene rein seelische Bedürfnis weiter Kreise nach einer praktischen Zusammenfassung der religiösen und philosophischen Schwingungen des Zeitgeistes, so daß nicht eine Einzel-funktion sondern das Gesamtmenschliche

berührt und gelöst wird. Dem entspricht denn auch *Kinkel* durch ein still kontemplierendes Sammeln, ein weltanschauungsmäßiges Verschmelzen der verschiedenen Bestandteile des modernen Bewußtseins; und wenn er somit in keiner Weise produktiv selbstfindend auftritt, so entbehrt doch das *Wie* des Zusammenfassens nicht einer Eigenart und verrät überall Zartheit und Feinheit des Erlebens.

Eine Metaphysik der Liebe legt *Walter Hamann* vor /Wien, Wilhelm Braumüller/. Nach einer Einleitung, in der viel über monistische und dualistische Weltauffassung geredet wird, folgt eine von Sympathieen und Antipathieen diktierte Abhandlung über Rassenfrage und Adelsmenschentum. So ist man denn vorbereitet über das eigentliche Thema eine Fülle von Trivialitäten zu vernehmen, die alle ins Gebiet der Lebenserfahrung gehören, mit Philosophie aber jedenfalls nichts zu tun haben; außer einer am Schluß stehenden Apotheose der unsinnlichen Liebe, wo man gewisse platonische und neuplatonische Akkorde anklängen hört.

**Eingänger** Auf wie viel verschiedenen Wegen das irrationalistische Denken der Gegenwart bei seinem Versuch das Leben in allen seinen verschiedenen Schichtungen vom Druck der Normen, der Tradition und jeder Gewohnheit zu befreien seinem Ziel zustürzt, dafür ist ein Buch eines Elberfelder Rechtsanwalts *Reinhard Hanko* Dissoziativismus /Berlin, Walther Rothschild/ charakteristisch. Dem gewöhnlichen assoziativen oder, um es allgemeiner zu sagen, induktiven Denken wird ein dissoziatives Denken gegenübergestellt, das sich hütet das bei einem Sachverhalt Vorgefundene auf andere zu übertragen sondern jedes Gegebene nur so nimmt wie es gegeben ist. Dies berührt sich nahe mit der Phänomenologie, ist aber hier viel psychologischer gemeint und im Hinblick auf die praktischen Konsequenzen gedacht, die sowohl für die persönliche Lebenshaltung als auch für die Beurteilung von Recht, Staat, Gesellschaft mit großer Kühnheit gezogen werden. Die Ahnherrschaft Nietzsches ist deutlich, wenn auch die Gedanken vielfach eigene Formung und Begründung erfahren. Eine Philosophie des Gegensatzes läßt *August Ludowici* unter dem Titel Die Pflugchar erscheinen /München, F. Bruckmann/. Er geht von dem alle Sprachen durchziehenden Gesetz aus die



Wörter in Gegensätzen zu bilden, die auf wenige gegensätzlich zu einander stehende Urkategorien zurückgeführt werden können. Daraus wird dann eine praktische Denklehre abgeleitet, die in der Forderung und Anweisung gipfelt in richtigen Gegensätzen zu denken. Das interessante und anregende Buch könnte an Wert gewinnen, wenn es in engem Zusammenhang mit der logischen Literatur stünde, anstatt daß in Unkenntnis oder bewußter Verachtung des dort Geschaffenen mit unzulänglichen Mitteln Getanes noch einmal gemacht wird.

**Kurze Chronik** Das Nietzschearchiv stellt für 1923 die folgende *Preis-aufgabe*: »Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insonderheit die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?« ◊ Für das Institut für *scholastische Philosophie* an der Universität Köln hat der Papst 200000 Lire gestiftet und das Protektorat übernommen. ◊ In Sofia wurde unter Leitung des Universitätsprofessors Michaltschew eine bulgarische Landesgruppe der *Johannes Rehmke-Gesellschaft* gegründet. ◊ Die *Deutsche Philosophische Gesellschaft* hielt während der Pfingsttage in Weimar ihre Generalversammlung ab; das Hauptthema der Verhandlungen war die Bedeutung der Philosophie für die Neugestaltung des Bildungswesens. ◊ Vom 6. bis zum 8. Juni tagte in Halle die Hauptversammlung der *Kantgesellschaft*. Ernst Troeltsch sprach über die Logik des historischen Erkennens, Theodor Ziehen über die Methode der Geschichtsphilosophie, Ernst Utitz über das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft, Hermann Keyserling über den Weg des wahren Fortschritts. Im Anschluß an diese Tagung wurde in Erlangen eine Akademie für Philosophie eingeweiht, die von dem Industriellen Rolf Hoffmann gestiftet wurde. ◊ Der Studienrat am Mommsengymnasium in Charlottenburg *Ernst Hoffmann* wurde außerordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik in Heidelberg. ◊ Der Privatdozent an der Berliner Universität *Max Leopold Wagner* ist zum außerordentlichen Professor der romanischen und insbesondere spanischen Philosophie, als Nachfolger E. Lommatzschs, ernannt worden. ◊ Der berühmte Mathematiker *Karl Gottfried Neumann*, der Sohn des großen Physikers, wurde am 7. Mai 90 Jahre alt. Von 1869 bis 1911 lehrte er in Leipzig. Er arbeitete über Abelsche Integrale, über Kreis-, Kugel-

und Zylinderfunktionen, über das logarithmische und das Newtonsche Potential, über die mathematische Theorie der Elektrizität und über Gravitation. Er nimmt, wenigstens für die Rotation, eine absolute Bewegung an, da sich nur so die Abplattung eines Rotationskörpers an den Polen erklären lasse. Seit 1871 redigiert er die *Mathematischen Annalen*.

#### Literatur

In ruhiger Sachlichkeit behandelt *Friedrich Klimke* vom katholischen Standpunkt aus die Hauptprobleme der Weltanschauung /Kempten, Jos. Kösel/. In einem 1., ausführlichen Teil werden die Faktoren der Weltanschauung dargestellt, in ihrer konstitutiven Bedeutung für die Weltanschauung, die dann weiterhin noch nach ihren Aufgaben und ihren Eigenschaften untersucht wird. In einem 2. Teil folgt eine Darstellung der Weltanschauungen, die nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppiert werden. Die scharfsinnige Darstellung wird auch bei Nichtkatholiken Interesse finden. ◊ Das Kausalproblem behandelt *Wilhelm Heuer* (Warum fragen die Menschen Warum? /Heidelberg, Carl Winter/). Die vom Humeschen Problem ausgehende Untersuchung geht den interessanten Weg über das Problem der Frage und mündet in der These, daß das Kausalgesetz »eine Regel sei, wie Sinnesempfindungen zufolge der ihnen eigentümlichen Erkenntnisbedeutung auf Gegenstände bezogen werden müssen«. Dieses den Erkenntnistheoretiker sehr wenig befriedigende Resultat rührt von der ausschließlich psychologischen Einstellung der Untersuchung her, die auf ihrem Gebiet manche Probleme glücklich fördert. ◊ Es sei auch auf ein neues Werk *Dietrich Heinrich Kerlers* Die auferstandene Metaphysik /Ulm, Heinrich Kerler/ hingewiesen, ein Buch, in dem mit sehr großem Scharfsinn die sich überall heute regenden metaphysischen Bestrebungen kritisch behandelt werden. Driesch, Emanuel Lasker, Schleich, Geißler, Keyserling, Bergson, W. Stern, S. Heymann, Wundt, Boutroux, H. Otto, Schrempf, R. Rolland, R. Steiner, E. Becher, Husserl, Rickert, Lask, Nelson, Eucken, Dessoir, Scheler, Heiler, James, Bô Yin Râ, Oesterreich, Schneider: man sieht, es ist ungefähr eine vollständige Übersicht über die metaphysisch gerichtete Philosophie der Gegenwart. Der eigene Standpunkt Kerlers ist ein eigentümlicher atheistischer Okkasionalismus, der auf die Problematik der Metaphysik sehr interessant. Streiflichter wirft.

### Biologie / Walter Zimmermann

#### Alkohol und Fortpflanzung

Bis vor kurzem wußte man über die Vererbung der Alkoholwirkungen noch wenig Sicheres. Es ist zwar offensichtlich, daß beim Menschen die Kinder aus Trinkerfamilien in körperlicher und in geistiger Beziehung erheblich unter dem Durchschnitt stehen; aber die Frage stand noch offen, ob diese Verschlechterung der Nachkommenschaft auf einer Schädigung der Keimzellen beruht oder mehr eine Folge der hygienisch und sozial ungünstigen Lebensverhältnisse in den Trinkerfamilien ist. Der Grund hierfür lag vor allem darin, daß die meisten bisher vorliegenden Untersuchungen unter einem alkoholfreundlichen oder -feindlichen Gesichtswinkel angestellt beziehungsweise verwertet wurden und so ein, von der Parteien Haß und Gunst verwirrtes, aber recht wenig objektives Bild lieferten. Bei der großen Bedeutung der Alkoholfrage ist es darum hochehrfrohlich, daß in den letzten Jahren eine Reihe recht einwandfreier Versuche ausgeführt worden ist. Sie mußten natürlich an Tieren (Ratten, Meerschweinchen, weißen Mäusen usw.) vorgenommen werden, auf die der Alkohol eine ähnliche Wirkung wie auf den Menschen hat. Dadurch ließen sich die beim Menschen immer mit hereinspielenden sozialen, hygienischen und psychologischen Momente weitgehend ausschalten.

Die hauptsächlichsten Versuchsergebnisse, über die vor allem Agnes Blum auf der Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft zusammenfassend berichtet hat, sind folgende:

1. Die Anzahl der Nachkommen kräftig alkoholisierten Elterntiere ist, entgegen den Angaben einiger älteren statistischen und experimentellen Arbeiten (von Arriivé, Laitinen) geringer als die normaler. Agnes Blum hat so selbst mit weißen Mäusen Versuche angestellt und gefunden, daß 62% der Paarungen zwischen alkoholisierten Männchen und nichtalkoholisierten Weibchen unfruchtbar blieben. Waren dagegen beide Eltern nicht alkoholisiert, so blieben nur 27% der Paarungen unfruchtbar. Wurden umgekehrt nur die Weibchen alkoholisiert, so war die Wirkung noch verheerender. Eine Abstinenzperiode verringerte zwar die Wirkungen des Alkohols, machte sie aber bei weitem nicht wieder gut. Über ähnliche Schädigungen an Meerschweinchen berichtet der Amerikaner Ch. R. Stockard im 26. Band des Journal of Experimen-

tal Zoology. Hier wurde durch die Alkoholisierung vor allem die Wurfgröße erheblich herabgesetzt, und zwar machte sich die Verminderung der Fruchtbarkeit bis in die 4. Generation bemerkbar, obwohl die Nachkommenschaft selbst keinen Alkohol mehr erhielt. Diese Abnahme der Vermehrungsfähigkeit stimmt gut überein mit den mikroskopischen Untersuchungsergebnissen Berthollets, die große Verwüstungen durch Alkohol an Keimzellen ergaben. Leider sind wir über die Wirkungen kleiner Alkoholosen erheblich schlechter unterrichtet als über die vorgenannten starken Vergiftungen. Friedrich Bilski hat im Münchener Zoologischen Institut Frösche mit 0,5 bis 3% Alkohol vergiftet. Bei Einwirkung von 2 bis 3% stimmten die Versuchsergebnisse namentlich für die Weibchen hinsichtlich der schlechten Entwicklungsfähigkeit der Eier weitgehend mit den erwähnten Resultaten überein. Bei schwächerer Vergiftung (0,5 bis 1%) lösten sich zwar mehr Eier aus dem Eierstock ab, so daß sich anfangs auch mehr Frösche als ohne Alkohol entwickelten, doch war die Sterblichkeit unter den Alkoholikernachkommen größer. Im Gesamtergebnis wurden darum, wenn einer der Eltern schwach alkoholisiert war, nur gleich viel oder sogar weniger Kinder geschlechtsreif als in normalen Paarungen. Bilski hat aber leider nur mit recht wenigen Fröschen gearbeitet, so daß eine Wiederholung der Versuche in größerem Umfang für eine endgültige Entscheidung erwünscht wäre.

2. Die Qualität der Nachkommen wurde als geringwertig befunden. Ähnlich wie bei den Fröschen war fast allgemein die Lebensfähigkeit in den Alkoholikerkulturen herabgesetzt. Auch sonst zeigten sich diese Tiere im Durchschnitt schwächer als die normalen. Stockard fand zahlreiche Mißbildungen, die sich bei nichtalkoholisierten Tieren nicht zeigten. Besonders interessant sind die Untersuchungen MacDowells und Vicaris auf die psychischen Fähigkeiten der Nachkommenschaft, deren Ergebnisse im 33. Band 1920 des Journal of Experimental Zoology beschrieben sind. An den Enkeln alkoholisierter Ratten wurden, derart Intelligenzprüfungen vorgenommen, daß sie in einem Irrgarten den Weg zu ihrer Futterstelle finden lernen mußten. Hierbei lernten normale Tiere erheblich rascher den richtigen Weg finden und liefen auch nachher seltener irre als diejenigen aus Alkoholikerkulturen.

3. Was das Geschlechtsverhältnis bei den Nachkommen anlangt, so ist ein, vor-

läufig allerdings alleinstehender, Versuch Bluhms auffallend, wonach in den Zuchten alkoholisierter Mäuse mehr Männchen auftraten als in normalen Zuchten; normal fand die Forscherin etwa 79 Männchen auf 100 Weibchen, bei Alkoholisierung der Eltern dagegen 122 Männchen auf 100 Weibchen. Wurde die Alkoholisierung ausgesetzt, so sank die Männchenzahl wieder. Man weiß nun aus zahlreichen früheren Vererbungsarbeiten, daß bei Säugetieren die Entscheidung, ob ein Ei sich zu einem Männchen oder einem Weibchen entwickelt, von den männlichen Geschlechtszellen, die das Ei befruchten, abhängig ist; die eine Hälfte dieser Geschlechtszellen sind sogenannte Männchenbestimmer, die andere Weibchenbestimmer. Blum nimmt deshalb an, daß durch den Alkohol die Weibchenbestimmer stärker narkotisiert werden als die Männchenbestimmer. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß sie auf der oben genannten Tagung wegen der letzten Erklärung einigen Widerspruch erfuhr, der sich allerdings nicht gegen die Exaktheit der Versuche sondern gegen die Ausdeutung richtete. Wir müssen darum wohl noch weitere Untersuchungen abwarten.

Die Frage, ob die erwähnten Schädigungen durch Veränderung der Erbanlagen oder durch eine andere Art von Keimverderbnis erklärt werden müssen, steht ebenfalls noch offen. Es handelt sich dabei aber vorläufig um eine reine Spezialfrage der Vererbungswissenschaft. Mindestens für die praktische Auswertung der wissenschaftlichen Ergebnisse ist die Feststellung ausreichend, daß tatsächlich durch Alkoholisierung der Eltern die Keimzellen eine erhebliche Schädigung erfahren, und so die sozialen und hygienischen Bedingungen der Umgebung höchstens die unmittelbare Wirkung des Alkohols verstärken oder abschwächen.

**Fossile Fauna** Eine Schrift über die fossile Hypoarionienfauna von Veles in Mazedonien hat

**Max Schlosser** erscheinen lassen /München, Franz/. Es sind hier am Oberlauf des Vardar während des Krieges zahlreiche Reste von Säugetieren entdeckt worden. Die Funde stammen aus dem Jungtertiär (Pliozän) und entsprechen in Alter und Zusammensetzung denen der berühmten Tonschichten von Pikermi (unweit Athen). Wie auf dieser griechischen Fundstätte fand man in Veles Reste von dem 3zehigen, zebraähnlichen Wildpferd Hipparion, von 3 Giraffen,

4 Antilopen- und 2 Gazellenarten. Diese Tierformen, die heutzutage auf Innerafrika beschränkt sind, müssen also damals mindestens in Südosteuropa in riesigen Herden verbreitet gewesen sein, bis sie dann durch die klimatischen Änderungen (Eiszeit) und durch den Menschen ausgerottet oder verdrängt wurden. Interessant sind die Ausführungen Schlossers, daß bereits damals im Pliozän nach Nordwesten die Antilopen und Giraffen ziemlich stark abgenommen haben und von hirschartigen Säugetieren abgelöst wurden.

**Gemeinverständliche Schritten** Geheimpfade der Natur nennt Theodor Zell (Leopold Bauke) eine Fortsetzung seines Buchs Diktatur der Liebe /Berlin, Hoffmann & Campe/. Die neue Schrift befaßt sich hauptsächlich mit ausländischen Tieren. Manche feine *Naturbeobachtung* wechselt in bunter Folge mit Jägerlatein. Es finden sich viele interessante Fragestellungen. Recht bedauerlich ist, daß der Verfasser seine Darstellungskunst mißbraucht und sich oft in einer wirklich unnötig geschmacklosen Ausdrucksform bewegt.

Der Hund vom Standpunkt des Hundes betitelt der selbe Autor eine seiner Schriften /Berlin, Buchhandlung Vorwärts/. Der Titel kennzeichnet das Ziel. Wenn wir unsern 4beinigen Hausgenossen wirklich verstehen wollen, dürfen wir seine Lebensäußerungen nicht unter einem von menschlicher Eigenliebe und Eigennutz eingeeengten Gesichtswinkel betrachten, sondern wir müssen versuchen die *Eigenart des Hundes* zu begreifen. Der Verfasser zeigt das in kleinen Bildern aus dem täglichen Leben des Hundes und weist auch nach, daß sich selbstverständlich bei einer solchen "naturwissenschaftlichen" Betrachtungsweise die Behandlung des Hundes sowohl für unsern treuen Begleiter wie für uns selbst ersprießlicher gestalten wird.

*Brehms Leben der Vögel* wurde von Karl W. Neumann neu herausgegeben /Leipzig, Reclam/. Es ist sehr erfreulich, daß damit ein sehr liebevoll geschriebenes Büchlein aus der Vergessenheit hervorgeholt wurde, das vielfach neben seinem großen Bruder, dem Tierleben, zu Unrecht übersehen wird.

**Totenliste** Der berühmte Südpolforscher *Ernst Shackleton* ist am 5. Januar auf seinem 4. Vorstoß in die Antarktis an Bord seines Schiffes *Quest* der Brustbräune erlegen. Er war ursprünglich Offizier der

englischen Handelsmarine. 1901-1903 betrat er das Reich der Antarktis als Teilnehmer der Scottschen Expedition. 1907-1909 führte er selbst eine Expedition, die ihn bis auf 155 Kilometer an den Südpol heranbrachte. Auch 1914-1915 mußte er den Eroberungszug in die Eiswüste vor Erreichen des Ziels abbrechen, er konnte nur durch mehrere Hilfsexpeditionen aus verzweifelter Lage befreit werden. Aber mit echt englischer Zähigkeit ließ er sich durch den Mißerfolg von seinem einmal gefaßten Plan nicht abbringen. Im August des vorigen Jahres war er zur letzten Fahrt aufgebrochen. Sein Schiff war wissenschaftlich und technisch vortrefflich ausgerüstet und führte unter anderm ein Wasserflugzeug mit. Der Kommandant Wild, ein Teilnehmer der Expedition, hat die Führung der Forscherschare übernommen.

In Heidelberg starb am 10. Februar der ehemalige Ordinarius für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Straßburger Universität *Alexander Goette* in seinem 82. Lebensjahr. Er wurde in Petersburg geboren, studierte in Dorpat und wirkte dann in Straßburg nahezu seit Gründung der Universität /1872/, zuerst als Privatdozent und Extraordinarius und, nach einem vorübergehenden Ordinariat in Rostock, als Ordinarius. 1918 mußte er nach Heidelberg übersiedeln. Goette hat neben zoologischen Lehrbüchern allgemeinen Inhalts zahlreiche wertvolle Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte und Biologie niederer Tiere verfaßt. Im Februar starb in Bern der Ordinarius der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität *Theophil Studer*, im Alter von 76 Jahren. Er war durch seine Teilnahme an den Tiefseereisen der Gazelle und der Challengerexpedition sowie als Verfasser wertvoller paläontologischer Arbeiten bekannt.

In Graz ist der Ordinarius für Botanik *Eduard Palla* Anfang April im Alter von 58 Jahren gestorben. Sein Arbeitsgebiet betraf hauptsächlich die Entwicklungsgeschichte der Pilze und die Systematik der schwierigen Gruppe der Riedgräser (Cyperaceen).

In Halle starb am 7. Februar der Extraordinarius für Botanik *August Schulz*, 59 Jahre alt. Er hat sich vorwiegend mit Geschichte der Botanik und mit der Pflanzengeographie Deutschlands beschäftigt.

Ferner starb in Halle am 20. März der Ordinarius für Zoologie *Otto Taschenberg* im Alter von 68 Jahren. Er hatte vor allem über Insekten gearbeitet und

die Zeitschrift *Bibliotheca Zoologica* herausgegeben.

Ende Mai ist der Direktor der Botanischen Abteilung des Römermuseums in Hildesheim *Friedrich Joesting* im Alter von 57 Jahren gestorben.

Die Naturschutzbewegung in Deutschland hat den Tod zweier ihrer Hauptkämpfer zu beklagen. Der Direktor der Staatlichen Stelle für Naturschutzpflege in Preußen *Hugo Conventz* ist, 65 Jahre alt, in Schöneberg gestorben. Er hat sich zunächst mit fossilen Bäumen, vor allem aus der Bernsteinzeit, befaßt und dann seine Kraft der Erforschung und Erhaltung pflanzengeographisch und historisch wertvoller Bäume und anderer Pflanzen gewidmet. Seit 1904 gab er die Blätter für Naturschutz und Naturdenkmalpflege heraus.

Ferner ereilte der Tod *Walter Benecke*, der erst im 45. Lebensjahr stand. Benecke, von Beruf Kaufmann, hat sich mit großem Eifer für die Schonung der Raubtiere und insbesondere der Raubvögel eingesetzt, deren Arten schon fast gänzlich ausgestorben waren. Er gab auch die Blätter für Naturschutz und Heimatpflege heraus. Seine Freunde haben einen Aufruf zur Bildung eines Beneckefonds erlassen, der im Sinn des Naturschutzes verwandt werden soll.

**Kurze Chronik** Die Preussische Akademie der Wissenschaften bewilligte dem Berliner Zoologen *Willy Kükenenthal* zur Fortführung der Arbeiten *Nomenclator animalium generum et subgenerum eine Beihilfe* von 10 000 Mark und zur Fortführung des Unternehmens *Das Tierreich* 24 000 Mark, ferner dem Berliner Botaniker *Adolf Engler* zur Fortführung des Werks *Das Pflanzenreich* 14 000 Mark. Es handelt sich hier um große systematische Werke, die das ganze Tier- und Pflanzenreich umfassen sollen. ◊ Der Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich *Otto Schlaginhaufen* wird der Berufung an die Wiener Universität Folge leisten. ◊ Der Göttinger Privatdozent *Wolfgang Hauschild* ist zum Abteilungsvorsteher am Anatomischen Institut der Universität Berlin und zum außerordentlichen Professor in der Medizinischen Fakultät ernannt worden. ◊ Der Tübinger außerordentliche Professor *Georg Mönckeberg* ist Ordinarius der pathologischen Anatomie an der Universität Bonn, als Nachfolger *H. Ribberts*, geworden. ◊ Der Botaniker an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim *Georg*

Tischler folgt als Nachfolger Reinkes einem Ruf an die Universität Kiel. Sein Hauptarbeitsgebiet ist Zellbau und Zellphysiologie.  $\diamond$  Der außerordentliche Professor für Botanik an der Universität Berlin *Ernst Pringsheim* kommt als Ordinarius und Direktor des Pflanzenphysiologischen Instituts an die deutsche Universität in Prag als Nachfolger F. Czapeks. Er arbeitete hauptsächlich über Ernährungs- und Reizphysiologie der Pflanzen.  $\diamond$  An der Münchener Universität *habilitierten* sich für Zoologie Wilhelm Goetsch, früher Privatdozent in Straßburg, und Otto Koehler.

#### Literatur

Im Lauf dieses Jahres begannen einige neue *botanische Zeitschriften* zu erscheinen: 1. Der Königsberger Botanikprofessor Carl Metz gibt im Selbstverlag ein Botanisches Archiv heraus, das mittels der Schreibmaschine hergestellt, dann durch Stein vervielfältigt wird, so daß die Herstellungskosten sich auf ein Viertel der im normalen Druck üblichen herabsetzen: eine recht erfreuliche Erscheinung, da die meisten wissenschaftlichen Zeitschriften sich so schlecht rentieren, daß sie teils ganz eingingen, teils sehr dünn an Umfang wurden, und die Verfasser vielfach für den Druck ihrer Arbeiten noch zuzahlen müssen; glücklicherweise konnte auch allmählich die anfänglich recht große Anzahl der Tippfehler verringert werden. 2. Die Zeitschrift für Pflanzenernährung und Düngung, herausgegeben von Otto Lemmermann, dem Direktor des Instituts für Agrikulturchemie und Bakteriologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, und Paul Ehrenberg, dem Professor eines gleichen Instituts in Breslau /Leipzig, Verlag Chemie/ enthält einen wissenschaftlichen und einen wirtschaftlich praktischen Teil (siehe die Rundschau Landwirtschaft, 1922 I, Seite 559). 3. Im Auftrag der Deutschen Botanischen Gesellschaft gibt S. V. Simon das Botanische Zentralblatt heraus /Jena, Gustav Fischer/. Die Zeitschrift berichtet in gleicher Weise wie das Botanische Zentralblatt, das gegen Kriegsende eingegangen ist, in Form von kurzen Literaturübersichten und Referaten über die gesamten botanischen Neuerscheinungen des In- und Auslands.  $\diamond$  Eine ähnliche Einrichtung für die Zoologie stellt der *Zoologische Bericht* dar, der von Carl Apstein /Berlin/ im Auftrag der Deutschen Zoologischen Gesellschaft vom März dieses Jahres ab herausgegeben wird /Jena, Gustav Fischer/.

#### Geschichte / Walther Koch

Französische Revolution Es ist bereits in dieser Rundschau (1922 I, Seite 130 f.) auf die so überaus

wertvolle Neuausgabe von *Lorenz von Steins* Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich hingewiesen worden. Hier sei auf das Buch noch einmal zurückgekommen, da es eines der bedeutendsten Dokumente der ökonomischen Geschichtsauffassung darstellt. Die französische Revolution wird da in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit als Folge der inneren Widersprüche der französischen Gesellschaft vor ihrem Ausbruch begriffen. Die alten Träger der Gesellschaft, Adel und Geistlichkeit, waren die Herren aus der Lehnswesenzeit. Der Adel war absoluter Herr auf seinen Gütern, absoluter Diener am Hofe geworden. Seine wirtschaftliche Stellung hatte sich also im Gegensatz zu seiner politischen nur gehoben. Der adlige Grundbesitz beruhte nicht auf Arbeit sondern war zumeist durch Waffengewalt erobert und mußte als ein Vorrecht, als Privilegium geschützt werden. Im Widerspruch damit rekrutierte sich der Besitz des Dritten Standes aus der Arbeit. Ererbter Besitz stand also gegen erworbenen. In dem erworbenen Besitz, im Kapital, kam das moderne Persönlichkeitsbewußtsein am deutlichsten zum Ausdruck. Der Adel schloß aber, kraft seines geschichtlichen Besitzes, den erworbenen Besitz, das Kapital, gänzlich von der Herrschaft in Staat und Verwaltung aus. Die freie Persönlichkeit und die alte Ordnung der Gesellschaft traten in einen nicht mehr zu überbrückenden Gegensatz. So geht Lorenz von Stein von der selben Grunderscheinung aus, auf die Karl Marx seine ganze Geschichtsanschauung aufbaut: von dem Widerstreit der sich neu entfaltenden Produktivkräfte und der alten Produktionsverhältnisse, der rechtlichen Ausformung früherer Gesellschaftswirksamkeit.

Der Betrachtungsweise Lorenz von Steins eigentümlich ist die Bedeutung, die er dem Staat zuerkennt, die in der marxistischen Literatur mitunter zu gering eingeschätzt wird. Stein widmet der Stellung der französischen Staatsgewalt vor der Revolution ein besonderes Kapitel. Die Staatsverwaltung kam durch die Abnahme der Produktion immer mehr in Verwirrung, und diese Abnahme wiederum beruhte auf einer tiefen Zerrüttung der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt. Während sich in Österreich, Rußland, Preußen, Schweden, Dänemark das Für-

stentum selbst an die Spitze der Reformen stellte und so den Dritten Stand schützte und förderte, konnte sich das französische Königtum zu solchem Schritt nicht entschließen. Alle Reformversuche galten nur Verbesserungen der Verwaltung, nicht der gesellschaftlichen Verhältnisse. So verband sich in Frankreich der Mittelstand mit der Intelligenz und der Masse zum Kampf gegen die bestehende Staatsform. An Stelle des historischen Rechts setzte man in der Idee ein natürliches Recht, das auf der begrifflich abstrakten Gleichheit der Menschen beruhte. Das bestehende Recht war mit den höchsten Bedürfnissen der Persönlichkeit nicht mehr zu vereinigen. Man suchte auch in Erziehung, Geselligkeit, Sitten die Natur widerherzustellen. Der Begriff dieser natürlichen Gleichheit sollte den Glauben an das Recht der Geburt aufheben die Klassen der Gesellschaft zu bestimmen. Rousseau findet die Ursache der gesellschaftlichen Ungleichheit im Eigentum und erklärt, diese Ungleichheit sei nicht in Übereinstimmung mit dem »Gesetz der Natur«. Eine natürliche Erziehung soll die Ungleichheit der Entwicklungsbedingungen beseitigen. Statt von der historischen Tatsache des Staats ging man von dem Begriff des freien Menschen aus, der erst den Staatsvertrag schließt. Daraus folgt die Idee der Volkssouveränität. So wurde dem historischen Recht das Recht der Vernunft entgegengesetzt. Wenn auch Rousseau die einzig wahre Quelle alles Rechts im Volk sieht, so ist er doch nach Steins Worten keineswegs in der Einseitigkeit der heutigen Demokratie befangen sondern erkennt Monarchie und Aristokratie als berechnete Staatsformen an. Siéyès setzte diese Ideen in die Tat um. Er forderte im Namen des Dritten Standes Aufhebung aller Vorrechte, Privilegien, Ausnahmen und Standesunterschiede. Nun schildert Lorenz von Stein in großzügig geistvoller Weise die Entwicklung der Ideen der französischen Revolution in ihrer gesellschaftlichen Auswirkung. Hier können wir die Verbindung zwischen Hegel und Marx noch deutlich sehen. Eine neue Gesellschaftsklasse hatte sich entwickelt und forderte ihren Anteil an der Staatsgewalt. Gesellschaft und Staat gerieten in Widerspruch mit einander. Doch die Inhaber der Staatsgewalt wollten das, was sie besaßen, nicht mit anderen Klassen der Gesellschaft teilen. Durch die Finanzlage war indessen der Staat gezwungen das Vorrecht des adligen Besitzes auf Befreiung

von der Steuerzahlung anzugreifen. Entweder mußte der Staat selbst untergehen, oder dieses Adelsprivilegium mußte fallen. Doch die Forderung Calonnes an die Notabeln, daß aller Grundbesitz besteuert werden sollte, scheiterte an dem Widerstand der Bevorrechteten. Die alte Gesellschaft war unfähig sich selbst umzugestalten. So kam es wie meist in solcher Lage zu einer gewaltsamen Umwälzung. Um aus der Finanznot herauszukommen, mußte der Staat den Widerstand der privilegierten Klassen brechen. Deshalb wurde die Stimmzahl des Dritten Standes verdoppelt. Bei den nunmehr einberufenen Generalständen war die entscheidende Frage, ob nach Ständen oder nach Köpfen abgestimmt werden sollte. Wurde nach Köpfen abgestimmt, so war damit das neue, individualistische Persönlichkeitsprinzip zum Durchbruch gekommen. Die Abstimmung nach Ständen bedeutete die Anerkennung der alten feudalen Gesellschaft, die nach Köpfen die Anerkennung der politischen Gleichheit aller Staatsmitglieder. Aus den Generalständen wurde die Nationalversammlung. So ging die ständische Gesellschaft in die rechtlich ununterschiedene Volksgesellschaft über. Das Recht der Vernunft hatte über das historische Recht gesiegt. Noch immer aber hielten die alten Stände als Grundbesitzer die wirtschaftliche Macht in Händen. Die neue Staatsverfassung stand nun im Gegensatz zu der alten Gesellschaftsordnung. Dieser Widerspruch konnte nur gelöst werden, indem die Grundlage der feudalen Gesellschaft, der feudale Besitz, vernichtet wurde. Doch das Königtum, sozial gebunden wie es war, stellte sich auf die Seite der privilegierten Stände und wollte die Bewegung im Blut ersticken. Das Volk siegte, die Bastille wurde genommen. Das neue gesellschaftliche Recht wurde nun in der Erklärung der Menschenrechte begründet. In der Nacht des 4. August 1789 wurden alle Vorrechte, wie Lehnsabgaben, persönliche Dienste, beseitigt. Zur formalen Demokratie war die inhaltliche, die neue soziale Ordnung gekommen. Die freie Persönlichkeit hatte die feudalen Vorrechte der alten Zeit durchbrochen. Der bisher feudal gebundene Boden wurde zur freien Ware erklärt und dadurch ein neuer Bauernstand geschaffen. Die neuen Grundbesitzer, darunter auch jüngere Abkömmlinge höherer Stände, wurden auf diese Weise am neuen Staat interessiert. Stein geht nun, ohne die einzelnen Ereignisse in der Revolution zu schildern,

auf die Verfassung von 1791 ein. Will er doch die Ideenentwicklung in der sozialen Bewegung geben. Das Prinzip der Gleichheit wurde auch in der neuen Verfassung nicht vollkommen durchgesetzt. Vielmehr trat eine besitzende Schicht an die Stelle der alten privilegierten Stände. Der erworbene Besitz wurde zur Grundlage der neuen Gesellschaft und damit des neuen Staats. Jedes Individuum hat in diesem Gesellschaftszustand das Recht zur Gleichheit mit allen anderen; doch muß dieses Recht durch persönlichen Besitzerwerb verwirklicht werden. Der Zensus in der Verfassung ist für die Herrschaft der neuen Besitzenden charakteristisch. Die Linke sprach bereits von einer neuen Sklaverei. Jeder, der um Lohn dient (*serviteur à gages*), war vom Wahlrecht ausgeschlossen. Wir haben also sofort wieder eine neue unterworfenen Klasse. Immer mehr scheiden sich die beiden Klassen, äußerlich gekennzeichnet durch Bürgerwehr und Klubs. Jetzt stellte es sich immer klarer heraus, daß nicht das gesamte Volk, sondern nur eine Klasse sich der Staatsgewalt bemächtigt hatte. Der Kampf der sozialen Klassen setzt ein, Lorenz von Stein sieht ihn als Folge des Prinzips der Volkssouveränität an, die nicht mehr vom Staatsganzen sondern vom Einzelinteresse bestimmt wird. Die Nationalgarde, die nur aus den besitzenden Aktivbürgern gebildet wurde, war weit entfernt ein wirkliches Volksherr zu sein, sie war vielmehr die militärische Gewalt der auf dem Besitz beruhenden herrschenden Gesellschaftsklassen. Die Ordnung, die sie verteidigten, war die politische Herrschaft der Besitzenden über die Nichtbesitzenden. Die Opposition der Unzufriedenen sammelte sich in den Klubs. Sie wurden zur Organisation der nichtbesitzenden Klasse. Die Nation im Sinn der Volksgesamtheit wurde nunmehr vom *peuple* als dem niederen, nichtbesitzenden Volk unterschieden. Auch heute ist dieser Doppelsinn in unserm deutschen "Volk" nicht zu übersehen. Die Masse, der "*peuple*", trat in Gegensatz zur Verfassungsgebenden Versammlung. Es kam zu blutigen Zusammenstößen. Zwischen den beiden Gesellschaftsklassen klang ein offener Bruch. Das Königtum spielte nicht die Rolle eines sozial ausgleichenden Faktors, wie sie Lorenz von Stein vorschwebt, sondern nahm in dem Kampf der gesellschaftlichen Elemente Partei gegen die Freiheit. Königtum und Bürgertum verbanden sich mit einander, Mirabeau ist die verbindende Persönlichkeit (siehe über ihn

diese Rundschau, 1922 I. Seite 544 ff.). Schließlich grub sich das Königtum sein Grab, weil es die Rückkehr der alten feudalen Gesellschaft auf den Trümmern der neuen konstitutionellen anstrebte. Ganz Europa wurde in 2 Heerlager, das der feudalen und das der demokratischen Ordnung, zerrissen. In Frankreich verwirklicht sich das Prinzip der Volkssouveränität in der Republik. In dieser neuen republikanischen Staatsform suchte nun die Masse der Nichtbesitzenden statt eines neuen Staats eine neue Gesellschaft zu gründen. Die Zeit, die nun anhub, bezeichnet Stein als die »demokratisch-kommunistische Epoche«. Hier setzt er die Bekanntschaft mit der äußern Geschichte voraus und gibt nur den Ideengehalt. 2 verschiedene Auffassungen der Idee der Gleichheit traten auf: die rein negative, nach der alle Menschen rechtlich gleichberechtigt sind, trotz ihrer positiven Ungleichheit, und die positive, die von dem Prinzip ausgeht, daß die Individualitäten gleich sind, und jede Ungleichheit zwischen den Menschen nur von äußeren Umständen, namentlich von Besitz und Erziehung, herrührt: eine Gleichheitsidee, die notwendig zur Aufhebung des Eigentums und aller Unterschiede in Besitz und Arbeit gelangen muß. Die Gironde war die Vertreterin der einen, die Montagne die der andern Idee.

Infolge der Angriffe auswärtiger Staaten siegte die positive wirkliche Freiheit. 1793 wurde die radikale Demokratie durchgeführt. Aber trotz der demokratischen Verfassung bestand die Gesellschaft nach wie vor aus verschiedenen Teilen und Klassen. Stein lehnt die Demokratie als unpersönlichen Mechanismus, leere Vielheit der Menschen ab und trifft sich in diesem Punkt mit allen Kritikern des formaldemokratischen Prinzips. Das abstrakte Prinzip der Gleichheit wurde in der Schreckensherrschaft ad absurdum geführt. Es ist wichtig, daß diese hier nicht Willkürakten einzelner Menschen zugeschrieben sondern als Ausfluß notwendiger gesellschaftlicher Entwicklung betrachtet wird. Es lag im Sinn der Gleichheitsidee, daß nun alle gesellschaftliche Ungleichheit mit Gewalt vernichtet werden mußte. Dantons, Marats und Robespierres Rolle in diesem Prozeß werden geschildert. Mit staatlichen Machtmitteln sollte die Ungleichheit ausgerottet werden. Während bisher die Gesellschaft den Staat beherrschte, sollte von jetzt an umgekehrt der Staat die Gesellschaft beherrschen. Der natürliche unverbildete Mann aus dem

Volk (peuple) galt als Maßstab, eine konsequente Fortentwicklung Rousseaus. Der Artikel 3 der Verfassung von 1793 bestimmt: »Alle Menschen sind von Natur und durch das Gesetz gleich.« Das Gesetz will nur die Natur wiederherstellen. Konsequenter wird die Ausrottung aller bevorrechteten Gesellschaftsklassen durchgeführt.

Nach dem Sturz Robespierres trat die besitzende Klasse wieder auf. Die Ungleichheit in der Verteilung der Güter war trotz allen staatlichen Verordnungen nicht aufgehoben worden. Lorenz von Stein betrachtet dann näher die kommunistischen Ideen der Zeit. Necker, Linguet, Turgot, Pascal, Helvétius, Rousseau, Mably, Brissot werden in diesem Zusammenhang geschildert. Ein besonderes Kapitel ist Babeuf als dem ersten Kommunisten gewidmet. Mit Babeuf trat die kommunistisch-egalitäre Richtung in Erscheinung, die im Gegensatz zur reinen Idee der politischen Gleichheit die soziale Gleichheit anstrebte. »Er war der erste, der die Schwäche der reinen Demokratie in einer Zeit erkannte, wo die Masse anfangen einzusehen, daß mit der bloßen politischen Freiheit wenig für sie gewonnen sei.« Babeuf will jegliche Unterschiede nivellieren, selbst mit so rigorosen Mitteln wie der strengsten Zensur. Die Staatsgewalt sollte die Güter verteilen. Das Ergebnis mußte entschiedenste Despotie und der Tod aller persönlichen Freiheit sein. Interessant ist, daß schon dieser erste Kommunismus als Musterbeispiel eine kommunistische Gütergemeinschaft im kleinen einrichten will. Davon zeugt das Fragment d'un projet de Décret économique, dem ein Kapitel gewidmet ist. Babeufs Kommunismus ist rein landwirtschaftlicher Art; er kennt noch keine Nationalwerkstätten und nationale Industrie, wie es damals ja auch noch kein eigentliches Proletariat gab.

Wie modern Stein in seiner sozialgeschichtlichen Auffassung wirkt, zeigt etwa ein Satz wie dieser: »Veränderungen der Verfassungen lassen sich an einem Tage machen; die Umgestaltungen der Gesellschaft fordern ganze Generationen.« So trat nach dem Sturz des Terrorismus wieder die Ruhe der neuen Gesellschaft ein. Das zunehmende Elend mußte durch Arbeit überwunden werden; dazu gehörte Ruhe. Das Direktorium sollte vor jeder Störung sichern, ohne gefährlich zu sein. Erst durch Napoléon wurde der Sieg der staatsbürgerlichen Gesellschaft über die feudale dann auch in Europa errungen.

**Französisches Kaiserreich** Das Kaisertum Napoléons wird von Einsichtigen als Vollendung, von Voreingenommenen als Zerstörung der französischen Revolution aufgefaßt. Lorenz von Stein hat es verstanden den innern Zusammenhang der Napoléonischen Gesetzgebung mit den Tendenzen der Gesellschaft in der Revolutionszeit nachzuweisen. Das negative Prinzip der Rechtsgleichheit war durchgeführt, eine neue Gesellschaftsordnung mußte sich erst bilden. Die Grundlage der neuen Gesellschaft war der freie erworbene Besitz, wie die der alten ständischen Gesellschaft der ererbte Besitz war.

Die staatliche Entwicklung war mit der Direktorialverfassung zu einem gewissen Abschluß gekommen. Man wandte sich wieder der Arbeit der Individuen zu. Vom Staat forderte man hauptsächlich, daß er die Arbeit schützte, ohne sie zu stören. Der Staat wurde zur Beute des neuen Reichtums, der neuen Kapitalisten, weil er, über und über verschuldet, bares Geld gegen Grundstücke und Schuldverschreibungen kaufen mußte. Jeder Besitzer baren Geldes wurde durch die Revolution, durch das Sinken des Verkehrswerts des Geldes viel reicher. Das Vermögen des Staates ging an die Geldbesitzer über. Das Geld wurde zur Macht, und damit erwachte auch sofort der wütendste Haß gegen diese Geldmacht, die ihren ersten Ausdruck in dem Babeuf'schen Kommunismus fand. Die Geldbesitzer, an der Befestigung ihres Erwerbs interessiert, wurden zu Gegnern der Revolution, da sie in der Republik ewigen Wechsel und Kampf sahen. Ein Angriff gegen die Republik wurde indessen durch die republikanische Armee abgewehrt. Denn Frankreich hatte es, das ist entscheidend, verstanden tatsächlich eine, an der Existenz der Republik interessierte Armee zu schaffen (sehr zum Unterschied gegen unsere gegenwärtige deutsche Republik). Vor allem war das durch Bildung eines republikanischen Offizierkorps, teilweise aus den Reihen der Gemeinden, ermöglicht worden. Nachdem die reaktionären Bestrebungen durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797) abgewiesen waren, forderte die Gesellschaft zweierlei: einmal eine starke Staatsgewalt, dann eine Staatsgewalt, die im Namen der Grundsätze und Gesetze herrschte, auf denen die neue Gestalt des Vermögens beruhte. Dieser Forderung verdankte Napoléon seine Herrschaft. Stein weist die Anklage gegen Napoléon ganz entschieden zurück, er sei ein Despot



oder Willkürherrscher gewesen. Napoléon mußte mit innerer Notwendigkeit infolge der Zeitverhältnisse seine Haltung nehmen. Stein sieht den einzelnen durchaus als Ausdruck innerer sachlicher Bewegungen, wie einerseits Hegel, andererseits auch Marx. Die Macht der Elemente, der Dinge, der großen Entwicklungen erscheint ihm stärker auch als ein Napoléon.

Napoléon besaß, was Grundbedingung für einen großen Menschen ist, die zweifelloste Gewißheit, »daß der Augenblick gekommen ist, wo seine Persönlichkeit an die Stelle des allgemeinen Willens eintreten muß«. Frankreich war der politischen Parteien müde. Die bewegenden Kräfte der Revolution waren erschöpft. Die Verwaltung wird nun wichtiger als die Verfassung. Die Volksvertretung wird zu einer Verwaltungsbehörde. Die zentralisierte Verwaltung sicherte dem Staat absolute Autorität. Wesentlich ist die Schaffung eines den Besitz und die Besitzer sichernden Privatrechts. Der Code civil hat »den Grundgedanken der gleichberechtigten, in ihrem Privatrecht von allen sozialen Unterschieden unabhängigen, rechtlich freien und gleichen Persönlichkeit zu einem System des geltenden Rechts erhoben«. Die Unabsetzbarkeit der Richter bildete die Gewähr für die individuelle Freiheit. So wurde das Kaisertum der Abschluß der französischen und der Anfang der europäischen sozialen Umgestaltung.

Stein begreift durchaus die große europäische Rolle, die Napoléon gespielt hat. Europa wird von ihm als ein Ganzes gesehen, dessen Glieder auf einander angewiesen sind. In der Gesamtstruktur der Glieder dieses Organismus Europa kann es deshalb keine klaffenden Unterschiede geben. Die Auseinandersetzung der europäischen Koalitionen mit dem revolutionären Frankreich war eine Naturnotwendigkeit. Erst muß Europa versuchen das fremdartige Element auszuschneiden, zu unterdrücken. Schließlich erringt das neue Glied seine Anerkennung in dem System des Staatslebens. Gegenüber der individualistischen Staatsauffassung, wie sie auch der Idee eines europäischen Friedensgerichts zugrunde liegt, betont Stein mit Recht (sicher nicht unbeeinflusst von der romantischen Staatsauffassung), daß die europäische Staatenordnung keine Aneinanderreihung selbständiger, rein individueller Staatenkörper, sondern ein organisches Staatensystem ist. Der Gegensatz zwischen Frankreich und dem alten Europa lag in der Natur der Sache.

Bekanntlich hat Napoléon versichert, daß er nach dem Frieden von Amiens wirklich den dauernden Frieden für Frankreich und Europa gewollt habe. Stein gibt zu, daß England ihn und Frankreich nicht ruhen ließ und trifft sich in dieser Überzeugung mit der Napoléonauffassung, die sich in unseren Tagen, endlich, durchzuringen beginnt. Entweder konnte nur das feudale Europa oder das staatsbürgerliche Frankreich die Zukunft Europas bestimmen. Durch Napoléon begann die Umformung aller modernen Staaten zur modernen Verfassung des 19. Jahrhunderts, die dann das ganze Jahrhundert ausfüllt. Napoléon wurde durch die geschichtliche Logik gezwungen positiv in den Staatsorganismus einzugreifen. Durch die Napoléonischen Verfassungen wurde in weiten Teilen Europas das staatsbürgerliche Prinzip an die Stelle des ständischen gesetzt. Napoléon versuchte diese Umwandlung dadurch zu erleichtern, daß er Elemente der alten Gesellschaft aufnahm, so den Adel, der aber nur ein Scheinadel war und daher auch nicht über die trennende Kluft hinwegtäuschen konnte. Auch die Erneuerung des monarchischen Prinzips durch seine Kaiserkrönung gehört dahin. Er wurde damit doch nicht zum Kaiser von Gottes Gnaden alten Stils. Das Prinzip des alten Feudaladels war das Vorrecht. Gerade dies hütete sich Napoléon wiederherzustellen; denn es hätte die Grundlage der modernen Gesellschaft, die Rechtsgleichheit, beseitigt. Doch Stein greift die übliche Auffassung, wie sie auch Louis Blanc vertrat, an, als ob das Grundprinzip der französischen Revolution die individualisierende Rechtsgleichheit gewesen sei. Er gräbt tiefer und stößt dabei auf die Herausbildung des neuen Besitzes, des Kapitalismus, als des Hebels der neuen gesellschaftlichen und damit auch staatlichen Entwicklung. Stein nennt die Gesamtheit des sich herausbildenden kapitalistischen Gesellschaftszustands die »volkswirtschaftliche Gesellschaft«. Das Wesentliche der ganzen Umwälzung war also die Bildung dieser volkswirtschaftlichen Gesellschaft, des modernen Kapitalismus, der frei von allen Bevorrechtungen und staatlichen Fesseln wie Zünften und Monopolen sich nun entfalten konnte. Ganz besonders durch die Kontinentalsperre wurde die industrielle Produktion des europäischen Kontinents bedeutend gefördert. Während des Krieges wurde auch der Gegensatz der neu entstehenden feindlichen Mächte der Unternehmer und Arbeiter, überbrückt.

Der neue Kapitalismus strebte nach einer konstitutionellen Verfassung, die durch den Zensus dem Besitz einen überragenden Einfluß verschaffte und die Volksvertretung an der Gesetzgebung wirklich teilnehmen ließ, ohne damit die Autorität der Staatsgewalt zu gefährden. Mit der Charte constitutionelle von 1814 wurde die konstitutionelle Epoche in Europa begründet. In ihr rangen feudale und staatsbürgerliche Elemente noch dauernd weiter mit einander. Erst 1918 sanken die letzten feudalen Bollwerke.

**Napoléon** 100 Jahre nach dem Tod dieses einzigartigen Menschen erweitert und vertieft

sich das Interesse an dem Ganzen seiner Persönlichkeit und den Einzelheiten seines Lebens. Es dürfte auch beständig wachsen, bis sein politisches Werk, das heute in den Umrissen erkennbar wird: die Zusammenfassung Europas als Teil organischer Weltgestaltung, vollendet ist. Die Gestalt Napoléons ist schon lange in den Mythos hinübergewachsen. Aber ihr Wirkliches erweist sich bei näherem Eindringen immer noch größer als alles Legendarische, das ihr angeheftet wird und notwendig anhaftet.

Die Napoléonliteratur wird in dieser Rundschau von Zeit zu Zeit einer zusammenhängenden Betrachtung unterzogen werden müssen. Diesmal sei nur über einzelne Publikationen kurz referiert, die mehr das Äußere behandeln, am Rand des Napoléonischen Wesens stehen.

Den *Menschen* Napoléon sucht Joachim Kühn in einer Sammlung der verschiedensten Dokumente mit verbindendem Text zu zeichnen (Napoléon /Berlin, Ullstein/). Im Kampf um das Gleichgewicht des Erdballs durch die Freiheit der Meere erkennt Kühn das Ziel Napoléons und demgemäß in England seinen eigentlichen Gegner. Die weltpolitische Organisation Napoléons mußte nach dem Urteil des Herausgebers zerbrechen, weil es entweder zu spät war für ein kulturell homogenes, national gleichgültiges Europa des Mittelalters oder zu früh für eine die Nationalstaaten umfassende Organisation, etwa eines Völkerbundes. »Das weltpolitische Ideal Napoléons wurde durch das nationalstaatliche Ideal der Völker über den Haufen gefegt.« Das Buch ist leicht lesbar geschrieben und empfiehlt sich für den Laien, der mehr biographisch-psychologisches Interesse hat, als Einführung. Die sozialgeschichtlichen Probleme kommen dabei natürlich nicht zur Geltung. Und in

Einzelheiten der Stellungnahme ist kritische Vorsicht vonnöten.

Unter dem Titel *Napoléon: Documents, discours, lettres* gibt Paul Amann in der überaus wertvollen *Bibliotheca Mundi* des Inselverlags einen Einblick in das *sprachschöpferische* Genie Napoléons. Alle Dokumente sind im französischen Original wiedergegeben. Die schöne Ausstattung ist zu rühmen.

Napoléon als *Akademienmitglied* behandelt G. Lacour-Gayet in einer Publikation, die anlässlich der Hundertjahrfeier erschienen ist (Bonaparte Membre de l'Institut /Paris, Gauthier-Villars/). Das Werk ist auf neuen Funden aufgebaut und gibt eine Reihe wichtiger, bisher unveröffentlichter Dokumente in guter Reproduktion.

Der bekannte Napoléonforscher *Friedrich M. Kircheisen* hat einen Teil seines großen Werks über Napoléon I., sein Leben und seine Zeit unter dem Titel *Napoléon im Lande der Pyramiden* gesondert herausgegeben (München, Georg Müller/). Es handelt sich da um ein Werk großen Stils, das auf eingehendster Forschung beruht und mit einer Fülle von Abbildungen, Faksimiles, Karten und Plänen versehen ist. Das liebevoll eindringende Verständnis Kircheisens gibt ihm einen besonderen Wert und läßt den Leser die Dinge wirklich miterleben.

Die Erinnerungen *Joseph Fouchés*, des Polizeiministers Napoléons, hat Paul Aretz, mit einer Einleitung versehen, neu herausgegeben (Stuttgart, Julius Hoffmann/). Fouché wußte sich allen Regungen und politischen Strömungen geschmeidig anzupassen. Wer das im Auge behält, dem geben auch diese Aufzeichnungen, ungewollt, manchen Aufschluß.

Ein Teil der *Memoiren Chateaubriands*, der sich mit Napoléon beschäftigt, ist, von Ulmer übersetzt, im Verlag Rösl & Co. in München erschienen.

Von Paul Aretz, dem rührigen Memoirenherausgeber, erschienen 2 Bücher über Napoléons Gefangenschaft auf Sankt Helena. Auf Grund meist *englischer* Berichte wird ein Bild Napoléons auf Sankt Helena entworfen (Napoléons Gefangenschaft und Tod /Dresden, Carl Reißner/). Wertvoll sind die Sankt Helena-Erinnerungen der Betsy Balcombe, in deren Vaterhaus Napoléon einen Teil seiner Gefangenschaft verbrachte, die Aretz unter dem Titel *Napoléons letzte Freundin* herausgibt (München, Georg Müller/). Die Aufzeichnungen enthalten manchen interessanten menschlichen Zug Napoléons, der sich mit dem Mädchen beschäftigte, liebevoll auf es einging.

Endlich seien noch 2 Publikationen registriert, die nicht von Napoléon selbst, wohl aber von der *Napoléonischen Epoche* handeln, und die gerade darum von Interesse sind, weil sie sie gewissermaßen aus der Froschperspektive sehen. Alexander von Gleichen-Rußwurm, der bekannte Geselligkeitsschreiber, gibt die Erinnerungen eines Wanderburschen und Söldners aus Napoléons Zeit unter dem Titel *Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand*, von Carl Schwartze, heraus/München, Dreimaskenverlag/. In die selbe Zeit führen die hinterlassenen Papiere eines französisch-preussischen Offiziers ein, erschienen unter dem Titel *40 Jahre aus dem Leben eines Toten* /Berlin, Egon Fleischel/.

**Kurze Chronik** Das neugegründete Institut für Archäologie und Kunstgeschichte in Rom hat einen

Preis von 25 000 Lire für das beste Werk über etruskische Kultur ausgeschrieben. Die Arbeiten müssen bis zum 30. Juni 1925 eingereicht werden. ◊ Vor kurzem sind in Mittelägypten einige kleine braune Papyrusfetzen aufgefunden worden, die, von Steininschriften abgesehen, die *ältesten hebräischen Handschriften* darstellen. Es handelt sich um die Bruchstücke von 4 Geschäftsbriefen, die aus dem 3. oder 4. Jahrhundert stammen. Es ist auch die Kopie eines Modells des Tempelhügels von Jerusalem vorhanden, das von einem unter den Ptolemäern im Exil lebenden Juden hergestellt worden ist, als die Juden bei Memphis ein neues Jerusalem zu begründen planten. ◊ Die *Französische Akademie* wählte 2 neue Mitglieder, den bedeutendsten Kunst- und Kulturhistoriker Frankreichs Pierre de Nolhac und den Religions- und Kirchenhistoriker Pierre Louis Georges Goyau. Nolhac hat sich vor allem mit der Erforschung der *Geschichte Versailles'* beschäftigt, sein Werk *La création de Versailles* wurde von der Akademie preisgekrönt. Außerdem verdankt man ihm eine große Reihe wertvoller Monographien zur Kunst- und Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, vor allem über die Künstler des Rokoko. Goyau schrieb ein bedeutendes Werk über den Protestantismus in Deutschland, das ebenfalls von der Akademie preisgekrönt wurde, außerdem zahlreiche Arbeiten zur Geschichte des Katholizismus in Deutschland und in Frankreich, eine Geschichte des Freimaurerwesens in Frankreich, ein

Buch über Jeanne d'Arc im Urteil der deutschen historischen Kritik usw. ◊ Der Marburger Historiker *Albert Brackmann* geht als Nachfolger Dietrich Schäfers an die Universität Berlin. ◊ Das durch die Übersiedelung Jensens nach Kiel erledigte Ordinariat der klassischen Philologie an der Universität Königsberg ist *Ludolf Malten* übertragen worden. ◊ An der Universität Königsberg *habilitierte* sich Hans Mortensen mit einem Beitrag zur Geographie der ländlichen Siedelungen des Samlands.

#### Literatur

Einen bemerkenswerten Beitrag zur neuen französischen Geschichte gibt *Fritz Roepke* in seinem Buch *Von Gambetta bis Clemenceau* /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/. Man wird in manchem wesentlichen Punkt dem Verfasser nicht bestimmen können, aber man wird nicht nur seinen ehrlichen Willen zur Erkenntnis und zum Verständnis anerkennen sondern auch feststellen müssen, daß er in der Hauptsache von der richtigen Gesinnung getragen ist, die den Weg zur Zukunft Europas weist. Klar und deutlich gelangt dies in den Sätzen zum Ausdruck, in die seine ganze Betrachtung mündet, und die (namentlich auch wegen der Wahrheit über Elsaß-Lothringen) auszusprechen heute schon wieder moralischen Mut erfordert. Sie seien hierhergesetzt: »Aber auch Deutschland ist verpflichtet an einem ehrlichen und für beide Teile vorteilhaften Ausweg mitzuarbeiten. Es muß den Wunsch nach kriegerischer Rache vollständig aufgeben und einsehen, daß es eine politische elsäß-lothringische Frage nun nicht mehr gibt, da die Elsässer (anders als 1871) keinen einzigen Protestler ins Parlament gewählt sondern sich den französischen Parteien angeschlossen haben, und ein Volksentscheid damit herbeigeführt ist. Es muß sich ferner klarmachen, daß es besser ist sich unmittelbar mit dem ehemaligen Feind zu verständigen als auf irgendeine sehr zweifelhafte Hilfe zu hoffen oder auf gut Glück sich mit Gewalt nehmen zu lassen, was man doch einmal geben muß. Es muß auf beiden Seiten vermieden werden, daß die deutsch-französische Tragödie zu einer endgültigen, unwiderruflichen wird. Denn die Verständigung zwischen den beiden Völkern ist nicht nur eine Forderung "sentimentaler Pazifisten", sie ist die Vorbedingung für Friede und Ordnung in Europa, für ruhige Entwicklung des zerrütteten Wirtschaftslebens, für das Schicksal der Kultur in der ganzen Welt.«

### Hygiene / Georg Wolff

**Geburtenrückgang: Bekämpfung** Die Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenetik hat im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin eine Aussprache über das Thema Die Mitarbeit des Arztes an der Bekämpfung des Geburtenrückgangs veranstaltet. Der Medizinalstatistiker des Reichsgesundheitsamts Ernst Roesle brachte in seinem Eröffnungsreferat zunächst das Zahlenmaterial über den Geburtenrückgang, der schon vor dem Krieg bedrohliche Formen angenommen hatte und deshalb in allen Ländern im Mittelpunkt des Interesses stand. Während des Krieges kamen dann durch Krankheiten und Verwundungen ein Menschenverlust von etwa 15 Millionen und ein Geburtenausfall von etwa 20 Millionen hinzu, so daß während dieser Zeit, 1914 bis 1918, in Europa allein ein Ausfall von 35 Millionen Menschen zu verzeichnen ist, abgesehen von den Verlusten durch erhöhte Auswanderung. Nach Kriegsende trat nun allerdings, wie gewöhnlich nach katastrophalen Ereignissen, in allen am Krieg beteiligten Ländern eine erhebliche Zunahme der Eheschließungen und auch der Geburten ein. Roesle denkt daher über die weitere Entwicklung der Bevölkerungsbewegung nicht so pessimistisch wie manche anderen Bevölkerungshygieniker. Über die Mitwirkung des Arztes bei der Bekämpfung des Geburtenrückgangs durch seine Tätigkeit in den zahlreichen Fürsorge- und Beratungsstellen sprach danach der Kinderarzt und Sozialhygieniker Gustav Tugendreich, der auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge über reiche Erfahrungen verfügt. Alfred Grotjahn stellte Regeln zur menschlichen Fortpflanzung auf, nach denen jedes gesunde Ehepaar mindestens 3 Kinder über das 5. Lebensjahr hinaus hochbringen muß, wenn es nicht rasch zu einer erheblichen Verminderung der Bevölkerungszahl kommen soll. Um unter heutigen Verhältnissen die Kinderaufzucht überhaupt zu ermöglichen, fordert er eine weitgehende wirtschaftliche und gesellschaftliche Privilegierung der Elternschaft, wie sie in den Kinderbeihilfen für Beamte und Angestellte bereits zum Ausdruck gekommen ist. Ohne Frage ist diese Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung (die natürlich keinen Zwang in sich schließen darf) nicht lediglich Sache des Hygienikers sondern ebenso sehr des Volkswirts; denn er hat darüber zu befinden, ob die jeweilige wirtschaftliche Lage des Staates und der

zur Verfügung stehende und begrenzte Nahrungsspielraum einen Auftrieb der Bevölkerung gestattet. Der Vererbungsbiologe Heinrich Poll sprach über die Ausblicke, die der jetzige Stand der Vererbungslehre für die menschliche Fortpflanzung bietet. Für die Gesamtheit jeder menschlichen, tierischen oder pflanzlichen Bevölkerung kann es natürlich nur von Nutzen sein, wenn die minderwertigen Elemente von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Das ist der Sinn der Eugenetik oder Rassenhygiene. Nur ist beim Menschen, darüber waren sich auch die meisten Diskussionsredner einig, die biologische Auslese der hochwertigen Elemente oder derer, die eine hochwertige Nachkommenschaft versprechen, ungeheuer schwer. Wer soll hier die Entscheidung treffen? Solange die Gesetze nicht sicher bekannt sind, nach denen sich menschliche Begabung, geistige und körperliche Hoch- oder Minderwertigkeit vorausbestimmen lassen, wird man einstweilen suchen müssen die Quantität der Bevölkerung sicherzustellen und die Qualität so weit wie möglich zu verbessern. Freilich wird es das Streben der Rassenbiologie sein auch in diesem Punkt weitere Fortschritte zu erzielen, und es wäre falsch durch übergroßen Skeptizismus der Entwicklung der Vererbungslehre entgegenzuarbeiten, die bereits auf tier- und pflanzenphysiologischem Gebiet wichtige Erkenntnisse gebracht hat. Den Abschluß der wichtigen Tagung bildeten die inhaltreichen Referate des bekannten Urologen Carl Posner über Fortpflanzungstherapie beim Mann und des Vorsitzenden der Gesellschaft Max Hirsch über Fortpflanzungstherapie bei der Frau. Sie gingen unter anderem auch auf die Bedeutung der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten für das Problem des Geburtenrückgangs ein; ist doch die Ursache der Sterilität bei einem hohen Prozentsatz solcher Ehen vor allem auf Geschlechtskrankheiten zurückzuführen; die Notwendigkeit ärztlicher Mitarbeit in diesen Fragen ist damit schon gegeben. Freilich komme es, wie der Vorsitzende mit Recht hervorhob, nicht nur darauf an die eigentlich krankmachenden materiellen Zustände zu beseitigen, sondern man müsse auch die geistigen Ursachen aufsuchen, die den Fortpflanzungswillen der Eltern in unserer Zeit so deutlich beeinflussen. Nur wenn er sie kennt und feinfühlig genug ist sie zu berücksichtigen, kann der Arzt in der Fortpflanzungshygiene die Führung übernehmen.

**Schwangerschaft und Tuberkulose**

Eine Arbeit des Elbinger Arztes *Erich Ebstein* Modernes Mittelalter /Leipzig,

Spekaverlag/ beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen der Fortpflanzungstätigkeit des weiblichen Organismus und dessen Krankheitserscheinungen. Im Mittelpunkt steht der Einfluß der Schwangerschaft auf die Tuberkulose; andere Krankheitszustände des weiblichen Körpers (unstillbares Erbrechen, Herz- und Nierenleiden usw.), die durch die Schwangerschaft hervorgerufen oder in unheilvoller Weise verschlimmert werden, sind kürzer behandelt, weil sie wegen ihrer geringern Verbreitung kein so großes volkshygienisches Interesse haben. Das sehr gründliche, von tiefem Wahrheitsmut erfüllte Buch stellt eine Anklage gegen die vom Strafgesetz beeinflusste Moral der ärztlichen Praxis dar. Es stützt sich auf ein Material von 160, eigenen Erfahrungen oder der ärztlichen Fachliteratur entnommenen, sorgfältig durchgearbeiteten Krankengeschichten und ist, bei voller Allgemeinverständlichkeit, doch echt wissenschaftlich, dazu von einer mitreißenden, auf innerm Erleben beruhenden Diktion. Der Verfasser besitzt den Mut in dem Milieu einer kleinen Stadt auch gegen die sanktionierten Ansichten der Kollegen nach eigenem Gewissen zu handeln. Das Buch ist jedenfalls berufen allen Führer zu sein, die an den Fragen der Schwangerschaftsunterbrechung aus medizinischen, wirtschaftlichen oder eugenischen Gründen interessiert sind. Seine Forderungen decken sich im wesentlichen mit den in den Sozialistischen Monatsheften wiederholt erhobenen nach Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung bis zu einem bestimmten Zeitpunkt; sie beziehen sich allerdings nur auf die viel enger umschriebene medizinische Indikation. Sämtliche Ärzte stimmen in der Theorie heute darin überein, daß bei schweren Krankheitszuständen, insbesondere bei Lungentuberkulose, der behandelnde Arzt nicht nur das Recht sondern die Pflicht hat die Schwangerschaft, die Leben und Gesundheit der Frau aufs schwerste gefährdet, im Interesse der Mutter zu unterbrechen; die meisten aber finden in der Praxis heute noch nicht den sittlichen Mut dazu oder fürchten das Strafgesetz, selbst bei einwandfreier medizinischer Indikation. Darum hat sich Ebstein ein Verdienst erworben, als er in Gemeinschaft mit einem verstorbenen und auf dessen Wunsch nicht genannten Arzt eine große Zahl Krankengeschichten zusammenstellte, aus denen in oft

klarstem Zusammenhang hervorgeht, daß lediglich aus übergroßer Ängstlichkeit oder angeblicher Gewissenhaftigkeit viele kranke Schwangere geopfert werden, die bei rechtzeitiger Beseitigung der Schwangerschaft sicher gerettet worden wären. Das vielleicht zu erwartende kindliche Leben wird hier zuungunsten des vorhandenen mütterlichen in geradezu grotesker Weise in seinem Wert überschätzt, und so schlimmstes persönliches Unglück in die Familie gebracht. Der Arzt muß in seinen Maßnahmen frei sein, um seine Pflicht als Helfer der Leidenden erfüllen zu können. Er darf nicht Denunziationen ausgesetzt sein, die ihn vor den Strafrichter zitieren, selbst wenn sie sich nachher als unwahr erweisen; denn viele Ärzte werden sich einem solchen Verfahren nicht erst aussetzen wollen. Da die Scheiterhaufen der Unduldsamkeit aber in diesen Fällen noch immer nicht erloschen sind, hatte Ebstein recht seine Schrift *Modernes Mittelalter* zu nennen. Von schweren Leiden heimgesuchte Schwangere müssen selbstverständlich das Recht haben sich von ihrer noch unentwickelten Leibesfrucht befreien zu lassen, ohne erst dem Urteil eines Obergutachters überantwortet zu werden. Denn dieser würde aus falsch verstandenen bevölkerungspolitischen Rücksichten zum Zweck der Erhaltung der Schwangerschaft oft vielleicht erst das Grundübel behandeln und mit dem operativen Eingriff dann so lange warten, bis schließlich der Tod der Mutter die Tragödie beendet. Zahlreiche Frauen sind so schon falschen Ansichten und Indikationsstellungen zum Opfer gefallen. Es ist eine sittliche Pflicht die betreffenden Strafgesetzparagraphen zu revidieren. Konsequenterweise ist aber die Unterbrechung der Schwangerschaft auch auf Wunsch der Mutter zu gestatten; denn so gut wie körperliche Leiden können auch seelische Depressionen mit der Schwangerschaft einhergehen, und solange es nicht mit gesellschaftlichen Interessen kollidiert, muß jedem sein Selbstbestimmungsrecht gewahrt bleiben. Komisch wirkt es, wenn in dem von höchstem sittlichen Ernst getragenen Ebsteinschen Werk vom Staatsanwalt (die relativ unwichtigen) Abschnitte gestrichen wurden, die eine Schilderung der gebräuchlichen Abtreibungsverfahren nach wissenschaftlichen Grundsätzen enthielten, und die bezweckten die Ungefährlichkeit der Abtreibung darzulegen, wenn sie sachgemäß ausgeführt wird. Begründung: Diese Schilderung diene der Verbreitung der Abtreibung.

d' Héréllesches Phänomen

Einen neuen Anstoß erhielt die Bakteriologie, die sich nach dem Abklingen der Erfolge Pasteurs und Kochs etwas totgelaufen hatte, durch die neuartige Entdeckung des französischen Biologen F. d'Hérelle. Das von diesem zuerst 1917 beschriebene Phänomen, das heute im Vordergrund der neuern Bakterienforschung steht und jetzt auch in allen deutschen Fachzeitschriften diskutiert wird, besteht darin, daß zum Beispiel die durch bakteriendichte Filter gewonnenen Filtrate der Darmentleerungen Ruhrkranker ein Agens enthalten, das auf Ruhrbakterien in Reinkultur auflösend wirkt. Dieses spezifische Agens ist gegen Hitze ziemlich widerstandsfähig, es hemmt das Wachstum der Ruhrbazillen, respektive löst sie auf und läßt sich vor allen Dingen in flüssigen Nährböden, die mit Ruhrbazillen beimpft sind, fortzuchten. Daher hielt es d'Hérelle für ein belebtes, zwar mit unseren optischen Hilfsmitteln nicht mehr erkennbares Virus, das aber an seiner Eigenschaft die betreffenden Bakterienrassen aufzulösen, aufzufressen, immer wieder erkennbar ist; er bezeichnete es als einen gewissermaßen invisiblen Parasiten der Bakterien und nannte es das bakteriophage Virus. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß diese Entdeckung sowohl für die Theorie der Immunitätsforschung als auch für die praktische Bekämpfung der Infektionskrankheiten eine jetzt noch nicht übersehbare Bedeutung gewinnen kann. Es sind von d'Hérelle schon vielfache Versuche gemacht worden mit dem bakteriophagen Virus Tier- und Menschenseuchen zu bekämpfen, von der Idee ausgehend, daß der Organismus vor der betreffenden Infektionskrankheit geschützt bleibt, wenn er bei der Infektion bereits das bakteriophage Virus in sich trägt. Nach d'Hérelle soll deshalb eine Schutzimpfung damit sehr aussichtsvoll sein. In der Tat verbreitet sich das wirksame Agens, wie inzwischen auch deutsche Forscher bestätigt haben, sehr schnell nach der Injektion im ganzen Organismus. Über die weiteren Ergebnisse dieser bedeutungsvollen Seuchenbekämpfungsmethode wird später zu berichten sein, wenn ein umfangreiches Beobachtungsmaterial zur Beurteilung vorliegt. Die Arbeiten d'Hérelles sind in den Comptes rendus de l'Académie des Sciences und in den Comptes rendus de la Société de Biologie 1917 und 1918 erschienen. Sie waren während des Krieges infolge der geistigen Blockade leider nicht zugänglich. Außerdem hat d'Hérelle

eine Monographie seiner Arbeiten unter dem Titel *Le bactériophage, son rôle dans l'immunité* /Paris, Masson/ erscheinen lassen.

Inzwischen hat der französische Immunitätsforscher Jules Bordet, der Träger des vorjährigen medizinischen Nobelpreises, zusammen mit seinem Mitarbeiter Ciuca das d'Hérellesche Phänomen weiter eingehend studiert. Bordet leugnet die lebendige Natur des bakteriophagen Virus und nimmt eine fermentative, von Generation zu Generation vererbare Wirkung, ein autolytisches, von den Bakterien selbst unter bestimmten Bedingungen gebildetes bakterien-schädigendes Ferment als Ursache der Auflösung der Bakterien an. Dieser Ansicht haben sich auch die deutschen Forscher angeschlossen. Bordet und Ciuca haben gezeigt, daß sich das lytische Agens, das bakteriophage Virus nach d'Hérelle, nicht nur aus bakterienhaltigen Darmentleerungen Kranker sondern auch experimentell beim Meerschweinchen durch wiederholte intraperitoneale Einspritzung bestimmter Bakterienkulturen erzielen läßt. In dem, den Tieren nach einiger Zeit wieder entnommenen Bauchexsudat fand sich jeweils das lytische Agens für die zur Vorbehandlung benutzten Keime und ließ sich beliebig oft auf neue Bouillonkulturen übertragen und an deren Auflösung sichtbar machen. Ferner haben Otto und Munter das bakteriophage Virus auch aus alten Bakterienkulturen allein, ganz ohne Mitwirkung des Tier- oder Menschenkörpers, herstellen können. Freilich gewinnt damit die Ansicht Bordets an Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei dem bakteriophagen Virus nicht um einen ultravisiblen Mikroben sondern um ein, von den Bakterien selbst gebildetes, übertragbares, autolytisches Ferment handelt. Ob das Phänomen der Bakterienauflösung aber auf ein belebtes Virus oder auf die Wirkung eines Ferments zurückgeführt wird, dessen Natur im übrigen gerade von französischen Autoren lange Zeit ganz allgemein als eine bestimmte Qualität des Lebendigen aufgefaßt wurde (nicht lediglich als chemische Eigenschaft eines bis heute nicht darstellbaren Stoffes), bleibt im Prinzip recht gleichgültig; es mutet fast an wie naturwissenschaftliche Dialektik und ändert nichts an der wichtigen Tatsache, daß durch das von d'Hérelle dargestellte Prinzip eines fortzuchtbareren, bakterienlösenden Agens eine für Theorie und Praxis der Infektionskrankheiten neue Erkenntnis experimentell gewonnen wurde.

**Kurze Chronik** Der neueste Seuchenbericht der Hygienischen Sektion des Völkerbundes gibt für das 1. Vierteljahr 1922 folgende (vorläufige) Erkrankungszahlen für Fleckfieber und Rückfallfieber in Rußland an: Fleckfieber 513 319 (im gleichen Zeitausschnitt des Vorjahrs 326 665), Rückfallfieber 467 078 (498 206). Danach hat noch immer eine Steigerung der *Verseuchung Rußlands* stattgefunden. Die katastrophale Häufung dieser beiden Krankheiten, die ausschließlich durch Läuse übertragen werden, gibt einen Index für die grauenhaften hygienischen Verhältnisse, unter denen, neben dem Hunger, das bolschewistische Rußland leidet.  $\diamond$  Dem *Arzneimittelschwindel* mit Kokain, Salvarsan usw. hat sich neuerdings auch ein solcher mit Aspirin angeschlossen. Die Fälscher benutzen Tabletten mit Natriumbikarbonat und Zucker, die in Verpackung, Etikettierung usw. täuschend dem Originalfabrikat (Bayer in Elberfeld) nachgeahmt sind und in großen Massen ins Ausland verschoben werden.  $\diamond$  Als Nachfolger Flüggés, der in den Ruhestand tritt, übernimmt der Freiburger Professor *Martin Hahn* den Berliner Lehrstuhl für Hygiene. Hahn hat namentlich über die Beziehungen der weißen Blutkörperchen zu bakteriologischen Wirkungen des Bluts gearbeitet.

**Literatur**

Die Bedeutung, die die soziale Hygiene auch im Universitätsunterricht gewonnen hat, geht aus einer der Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung /Berlin, Richard Schoetz/ hervor, in der *Louis Ascher* in 12 Kapiteln das Gesamtgebiet der sozialen Hygiene beleuchtet. Für eine erste Einführung eignen sie sich gut, wenn auch einzelne Gebiete, wie die Geschlechtskrankheiten, in ihrer Bedeutung für die Volkswohlfahrt zu kurzorisch behandelt sind.  $\diamond$  J. Negrin y Lopez hat das grundlegende Werk des so ungeméin vielseitigen Dichters und Physiologen an der Sorbonne *Charles Richet* Die Anaphylaxie ins Deutsche übertragen /Leipzig, Akademische Verlagsanstalt/. Das ist um so mehr zu begrüßen, als Richet der eigentliche Entdecker der Anaphylaxie ist, die in der modernen Immunitätswissenschaft, zum Beispiel als Serumkrankheit, theoretisch und praktisch eine große Rolle gespielt hat. Leider ist die Literatur nur bis zum Jahr 1912 herangezogen worden, so daß viele neuere Arbeiten unberücksichtigt bleiben.

**KUNST****Bildende Kunst / Ludwig Hilberseimer**

**Neoklassizismus** Simultaneität, ein Nebeneinander der verschiedensten Ausdrucksformen, ist eine der charakteristischsten Eigenschaften der Kunst unserer Zeit. Ein ruheloses Suchen ohne Basis, ohne Ziel, ein ewiges Unbefriedigtsein. Das einzige, das Dauer hat, ist der Wechsel; Beginnen und Verwerfen. Die heutige Kunst, als Gesamtheit betrachtet, umfaßt alle Ausdrucksmöglichkeiten: von der Realistik bis zur Abstraktion.

Das Mittel zur Verwirklichung jeder Kunstabsicht ist die Form. Sie bündigt Chaotisches, schafft Organismen. Wird jedoch Formen zum Spiel, zur reinen Festlegung statischer Funktionen und schöner Verhältnisse, dann tritt eine gewisse Entwurzelung ein, eine Erstarrung des Formgefüges, eine Verflüchtigung der Intensität, eine skeptische Selbstaufhebung. Es tritt ein Rückschlag ein, eine bewußte Anlehnung an die Vergangenheit. So entstanden innerhalb des Expressionismus Primitivismus, Infantilismus und Exotismus. Neuerdings aber ist eine neoklassizistische Bewegung im Werden, eine Anlehnung an den Klassizismus schon vielfach sichtbar, ja bereits eine Tatsache.

Alle diese verschiedenen Absichten sich an die Vergangenheit traditionell anzuschließen sind nichts anderes als ein Versuch die lebende Tradition, die verloren ging, durch ein intellektuelles Verhältnis zur Vergangenheit zu ersetzen: ein Versuch, der unserer intellektuellen Zeit durchaus entspricht.

Auffallend ist, daß sich gerade bei *Pablo Picasso* und *Alexander Archipenko*, den beiden Hauptinitiatoren des Kubismus, der Wechsel der Formgestaltung am radikalsten vollzogen hat. Picassos neuere Zeichnungen, Archipenkos Zeichnungen und letzte Skulpturen zeigen bereits diese "neue Richtung" in relativer Vollendung. Betrachtet man eingehender kubistische Werke beider Künstler, so wird man finden, daß manchem von ihnen bereits die Geste des Klassizismus zu eigen ist. Sie enthalten den Klassizismus gewissermaßen auf sein Knochengestüst reduziert. Demnach ist ihre letzte Phase nur die Konsequenz ihres Schaffens überhaupt, das mit Klassizismus begann und, wenigstens vorläufig, damit endet. Und die dazwischen liegende kubistische Periode ist nichts anderes als eine Vertiefung der Formprobleme. Nicht unähnlich der physikalischen Re-

lativitätstheorie, bei der durch die Mehrdimensionalität und die dadurch bedingte Vielmöglichkeit, richtig verstanden, die Absolutheit des euklidischen Raums als Voraussetzung unserer Erfahrung nicht aufgehoben, aber unsere Anschauung vertieft wird. Picasso äußerte sich einmal, wie Daniel Henry (Der Weg zum Kubismus /München, Delphinverlag/) berichtet, zu seinem Hauptproblem, der Veranschaulichung der Form: »Auf einem Gemälde Raffaels ist es nicht möglich die Distanz von der Nasenspitze bis zum Munde festzustellen. Ich möchte Gemälde malen, auf denen dies möglich ist.« Zu den Neoklassizisten müssen auch die Mitarbeiter der von Giorgio Chirico gegründeten italienischen Künstlergruppe *Valori Plastici* gerechnet werden. Sie richten sich gegen die mechanistischen Bestrebungen des Futurismus und suchen nach metaphysischer Orientierung. Aus innerer Haltlosigkeit machen sie einen gewaltsamen Sprung in den italienischen Archaismus des Quattrocento, veranschaulichen den Raum mit dem primitiven Mittel der Zentralperspektive und geben sich auch sonst sehr primitiv und archaisch. Allerdings mit allerlei amerikanischen Durchkreuzungen. Die letzten Werke Chiricos und Carlo Carrás aber stellen sich bewußt auf den Boden des Klassizismus. Auch der italienische Jude *Amédéo Modigliani*, der in Paris im Elend von Hunger und Kälte zugrunde ging, und von dem das Westheimsche Kunstblatt im Januar einige Abbildungen seiner so sensiblen, zartgefühlten Gemälde brachte, gehörte dieser neoklassizistischen Bewegung an. Und gerade sein tragisches Ende beweist, daß diese Bewegung nicht aus Konzession an irgendein Publikum sondern mit einer gewissen Notwendigkeit entstand.

Denn dieser Neoklassizismus ist kein Zurück zur Natur, wie viele treuherzig jetzt glauben. In ihm äußert sich das Suchen des Gesetzes, das die Kunst der Vergangenheit in fast allen ihren Werken offenbart. Daher das Zurück zu ihr, der Versuch des geistigen Anschlusses. Auch geben diese Künstler keineswegs die Aktivität des Kubismus preis. Sie flüchten nur vor der Gefahr einer leeren Abstraktheit, eines neuen Formenästhetizismus, zu dem der nur formale Kubismus notwendig führen muß. Freilich ahnen sie nicht, daß sie sich mit der Rückkehr zur Klassizität der gleichen Gefahr aussetzen, die angestrebte Tradition eklektisch endet.

Der Konstruktivismus, die andere neue Bewegung, versucht dieser Gefahr zu

entgehen. Er basiert auf der Kollektivität und den Voraussetzungen unseres Maschinenzeitalters. Er weist in die Zukunft, während der Neoklassizismus vielleicht an der Übermacht des Vergangenen ersticken wird.

**Punij** Die Ausstellungen Tramway W 1914 und 0,10 1915 in Petersburg zeigten die ersten künstlerischen Manifestationen der Radikalen Rußlands. Sie wurden von einer kleinen Künstlergruppe veranstaltet, der neben Iwan Punij Kasimir Malewitsch, Wladimir Tatlin, Alexandra Exter, Olga Rosanowa und einige andere angehörten. Sie waren Aufruf und Propaganda für die Konstruktion in der Kunst, eine Proklamation für das in sich beruhende Kunstwerk, das eine eigengesetzliche Sache, ein besonderer Organismus mit bestimmten Konstruktionsgesetzen ist.

In diesen Ausstellungen zeigte Punij Arbeiten, die zwar unter dem Einfluß des westeuropäischen Kubismus entstanden, aber von durchaus russischem Charakter waren. Ihre Faktur war verschiedenartig. Sie waren teilweise geklebt, verwandten verschiedene Materialien, entsprachen etwa der Merzmalerei. Daneben war aber auch eine, aus verschiedenem Material zusammenkomponierte Skulptomalerei; Kartenspieler, bei der das Sujet nur das Thema angab, und die Konstruktion die Hauptsache war. Diese Skulptomalerei war weder darstellend noch wie der Kubismus zerlegend, nach Ansichten ordnend, sondern reine Konstruktion, die sich statt Naturformen erfundener abstrakter bediente.

Punij's weitere Entwicklung äußerte sich in 3 Richtungen. Für die erste ist das Bild Fensterputzerin charakteristisch. Es zeigt das Gegenständliche in reiner Erscheinungsform, unzerbrochen und unzerlegt; im Aufbau aber nicht naturalistisch sondern dem Konstruktionsprinzip unterworfen. Die eingeklebten Worte und Buchstaben haben dabei nicht nur eine formale sondern auch eine inhaltliche Bedeutung, eine gedankliche Beziehung zum Bild. Die zweite Richtung entsprach etwa dem ästhetischen Dadaismus; sie beruhte wesentlich auf starken Kontrastwirkungen. Etwa das Bild Postbeamter, eine Konstruktion mit naturalistischem Kopf und plastisch aufgesetztem, weit vorspringendem Fuß. Ganz dem Abstrakten zugewandt war die dritte Richtung, die sich ausschließlich mit dem Raum- und Flächenproblem auseinandersetzte, Kompositions- und Konstruktivi-



onsmethoden zu ergründen suchte. So erprobte Punij 3 neue Mittel: zusammengesetzte, sich gegenseitig verbindende Formen, Formentrennung, Isolation der Einzelform, lärmendes Auseinanderfallen und die von einem leeren Bildzentrum aus an den Rand geschleuderten Formen, die von intensivster Aktivität sind. Die Formen suchen sich nicht nur gegenseitig zu trennen sondern wollen über die Bildgrenze hinaus, wie das Bild Lauf der Formen veranschaulicht. Gleichzeitig versucht Punij die gleichen Methoden auch auf das Gegenständliche anzuwenden. Denn er will nie sich einseitig festlegen sondern allseitig durchdringen. Seine letzte Periode, deren Hauptwerk der Synthetische Musiker ist, kann mit konstruktivem Naturalismus bezeichnet werden. Sie verbindet Naturformen mit konstruktiven, bemüht sich um Einheit, versucht die Synthese.

Bei Punij war auch das rein Abstrakte nie oberflächlich-ornamental wie bei den vielen Imitatoren des Abstrakten. Immer hat er sich mit den grundlegenden Raum- und Flächenproblemen beschäftigt, nie einseitig sondern immer rund und umfassend, logisch mit seinen Arbeitsmethoden verbunden.

Die erste Ausstellung Punij's in Deutschland veranstaltete der Sturm, der Arbeiten aus allen seinen Entwicklungsphasen zeigte. Seine letzten Arbeiten waren in der Großen Berliner Kunstausstellung im Rahmen der Novembergruppe und in der internationalen Kunstausstellung in Düsseldorf zu sehen.

#### Berliner Ausstellungen

Bei *Wassilij Kandinskij's*

früheren Bildern überwog der Farbenklang den Formenklang. In ihnen manifestierte sich ein intensiver Farbenlyrismus. In seinen neueren Bildern, die bei Goldschmidt & Wallerstein zu sehen waren, dominiert die Form über die Farbe. Die Rhythmen sind fester, die Formen bestimmter geworden. Schon die Bezeichnungen seiner Bilder verraten seine Absichten: Bild mit Quadratformen oder Kreise in Schwarz, das Streben nach Geometrisierung, nach Konstruktivität. Der ausschweifende Lyrismus seiner Frühwerke hat einem bändigenden Konstruktionswillen Platz gemacht, ohne jedoch an Leidenschaft einzubüßen. Fasziniert wirkt die absolute Reinheit seiner Gestaltungen. Sie sind ungetrübtere Äußerungen, Harmonisierungen von Gegensätzlichstem; ein Schweben über Abgründen der Seele in Harmonieen ewiger Sphären.

Bei Paul Cassirer zeigte *Oskar Kokoschka* Aquarelle und Zeichnungen, die dartun, daß er aus seinem Stil eine gefällige Manier gemacht hat. Kokoschka war früher ein zergrübelter Psychologe. Seine ersten Zeichnungen waren von gespanntester Dramatik, seine Bilder orgiastische Farbnetzierungen. Er war wesentlich Skizzist, kein Formgestalter. Heute ist er von schematischer Trockenheit, gleichförmig, routiniert.

In ihren Bildern, die bei I. B. Neumann zu sehen waren, offenbart sich *Ines Wetzel* als eine Epigonin des Expressionismus, ohne eigentliches Temperament. Am besten sind einige ihrer Tuschzeichnungen, wie sie die Aktion und die Weißen Blätter veröffentlichten; sie zeugen von starkem Erleben, sind von zartem Lyrismus.

Von *Kurt Schwitters* waren im Sturm neben Merzzeichnungen und Merzbildern neuere Bilder: Abstraktionen, geometrisch-kubische Spekulationen, zu sehen. Daneben i-Zeichnungen, die seinen Geschmack an der gehäuften Chaotik von Realitäten verraten. Von *Ladislau Peri* zeigte der Sturm primitiv kubistische Bilder; technische Phantasieen, auf wenige Farben beschränkt: weiß, grau, braun, und architekturelle plastische Bildungen von steinzeitlicher Blockhaftigkeit. Peri offenbart in diesen Arbeiten eine starke architektonische Begabung.

**Monographien** In seiner Negerplastik, die jetzt im Verlag von Kurt Wolff in München neu erschien, hatte Carl Einstein zwar die Grundprobleme dieses Kunstgebiets berührt, im wesentlichen aber eine Festlegung der Prinzipien des Plastischen gegeben. Er fordert da von der Plastik »eine Gleichung zu bilden, worin die naturalistischen Bewegungsempfindungen und somit die Maße gänzlich absorbiert sind und ihre sukzessive Verschiedenheit in eine formale Ordnung umgesetzt ist. Die Negerplastik genügt in vollkommener Weise dieser Forderung. Daher exemplifizierte Einstein an ihr, doch seine Forderung bezieht sich, allgemeiner, auf die Plastik überhaupt. So ist seine Negerplastik mehr ein zwar hervorragendes und grundlegendes Theorem des Plastischen als ein eigentliches Eingehen auf die Negerplastik. Seine neue Schrift *Afrikanische Plastik*, die als 7. Band in der von Paul Westheim herausgegebenen Sammlung *Orbis Pictus*, Berlin, Ernst Wasmuth/ erschien, beschäftigt sich dagegen eingehend mit den eigentlichen Problemen der *afrikanischen Plastik*,

analysiert die überaus phantasievollen Werke der afrikanischen Kunst. Sie ist ein wirklich grundlegendes Werk über dieses Kunstgebiet, das heute so in Mode gekommen ist. Besonders wertvoll sind die Anmerkungen zu den zahlreichen Tafeln, die ein gründliches Studium der überaus reichen ethnologischen Literatur verraten.

Während Einstein vom Ästhetischen ausgeht, geht Walter Lehmann in seiner, als 8. Band der gleichen Sammlung veröffentlichten *Mexicanischen Kunstgeschichte* mehr vom Ethnologischen aus. Er versucht eine Genealogie der überaus vielfältigen *mexicanischen Kulturen* zu geben, ohne dabei das eigentlich Künstlerische zu berühren. Der genaue Ausgangspunkt der Zeitrechnung Alt-mexicos, und damit zusammenhängend das Alter der Kultur, konnte bisher noch nicht ermittelt werden. Fest steht nur, daß das jüngste Denkmal 560 Jahre jünger ist als das älteste. Die Leidener Nephritplatte, ein Mayawerk aus dem Grenzgebiet von Guatemala und Belize, stammt mindestens aus dem 10. Jahrhundert. Auf ihr ist die Bilderschrift schon völlig vollendet. Auch entspricht die Art der Datierung der des jüngsten Denkmals, so daß man auf ein hohes Alter der mexicanischen Kulturen schließen muß, deren Beginn wohl in vorchristliche Jahrhunderte fällt.

Den 9. Band dieser Sammlung hat Otto Weber der Kunst der *Helthier* gewidmet, dieses hochbedeutenden, merkwürdigen Kulturvolks, von dem aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend Nachrichten vorliegen, das aber erst im 2. vorchristlichen Jahrtausend geschichtlich faßbar wird (siehe auch die Rundschau Geschichte, 1920 II, Seite 700 f.). Die hinterlassenen Denkmäler, von denen der Band zahlreiche Abbildungen enthält, sind neben Kleinbronzen hauptsächlich architektonische Skulpturen, Fragmente der reich mit bildnerischem Schmuck versehenen Tempel und Palastbauten; Zeugnisse eines bildnerischen Triebes von geradezu elementarer Gewalt.

Der romanische Stil ist die Kunst der Mönche, der Klöster, in deren enger Umschlossenheit handwerkliche und geistige Arbeit in eins zusammenflossen. Aus weltfremder Abgeschlossenheit erwuchs eine wilde, blütenreiche, mystische Phantasie, deren Hauptdenkmale die Buchmalereien in den damaligen Handschriften Frankreichs und Deutschlands sind. Heinrich Wölfflin hat jetzt eine solche *Bilderhandschrift* in dankenswerter Weise durch die Herausgabe der

Bamberger Apokalypse /München, Kurt Wolff/ einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie ist ein Werk des Klosters auf der Reichenau im Bodensee aus dem Jahr 1000 und bildet mit anderen Handschriften eine Gruppe. Innerhalb dieser Gruppe gehört sie zu den jüngeren Werken. Im Gegensatz zu den älteren Bilderschriften ist bei der Bamberger Apokalypse die Zeichnung eiförmiger und schematischer geworden. Die Farbe hat ihren blumigen Reiz abgestreift. »Was man als schematisch und starr empfindet: die Geometrisierung der beweglichen Linie, hängt wesentlich zusammen mit einer erhöhten Schlagkraft der Zeichnung, . . . mit dem stärkern Anziehen der großen Richtungsgegenstände einerseits und reiner Parallelität der Bewegung andererseits. Das Bild ist in erhöhtem Maße als Einheit empfunden.«

**Totenliste** Am 23. Januar ist *Stephan Sinding* in seinem 76. Lebensjahr in Paris gestorben.

Er hatte zuerst Philosophie studiert und war dann in die Schule Albert Wolffs, des Rauchschülers, in Berlin eingetreten. Aber er gab diesen erschöpfenden Klassizismus bald auf und schloß sich dem *Naturalismus Carpeaux'* in Paris an. Sein Ruf kommt von seiner Skulptur *Zwei Menschen*, die in der Jacobsenglyptothek in Kopenhagen steht.

In München ist Ende Januar der Maler und Zeichner *René Beeh* der Grippe erlegen. Er war nur 36 Jahre alt und eine der hoffnungsvollsten Begabungen der Münchener Neuen Sezession.

Gleichfalls in München starb, am 18. April, der Maler *Karl Vinnen* im Alter von 59 Jahren. Er gehörte früher zu den Worpstedern. Bekannt, für kurze Zeit, wurde er durch den von ihm inszenierten »Protest deutscher Künstler« gegen den Einfluß der französischen Kunst auf Deutschland. Dieser Kunstsationalismus (vor dem Weltkrieg) fand freilich sofort die ihm gebührende Zurückweisung und erledigte sich geistig naturgemäß bald von selbst (siehe darüber auch den Artikel *Bleis Der Protestmaler*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1911 II, Seite 636 ff.).

In Venedig starb am 18. Mai der Landschaftsmaler *Pietro Fragiaco*, 68 Jahre alt.

Der bedeutendste tschechische Bildhauer der akademischen Schule *Josef Myslbek* starb am 2. Juni in Prag, im Alter von 74 Jahren. Von ihm stammt das große Monument des Heiligen Wenzel vor dem Böhmisches Museum in Prag.

**Kurze Chronik** Der *Berliner Nationalgalerie* wurde eine Schenkung von hohem Wert zuteil: ein

Bild von Delacroix und eins von Troyon. Die Vorgeschichte dieses Vorgangs ist von hohem Interesse. Hugo von Tschudi hatte seinerzeit auf einer Auktion in Amsterdam mehrere französische Werke erworben, für die Berliner Kunstfreunde die Mittel hergaben. Wilhelm II. aber sperrte sich gegen diese Ankäufe, er wollte die Bilder in der Nationalgalerie nicht haben, und da sein Wille damals entschied, so konnte Tschudi nicht länger Leiter der Galerie bleiben. Das fand man damals ganz in der Ordnung, man ließ also Tschudi ziehen. Mittlerweile hat Wilhelm II. Deutschland verlassen, und von jenen Bildern, die im Besitz der erwähnten Kunstfreunde verblieben waren, können jetzt wenigstens 2 in der Nationalgalerie stehen. ◊ Nachdem durch Essener Kunstfreunde der Ankaufspreis von 15 Millionen Mark für das *Folkwangmuseum* in Hagen gesichert ist, hat die Essener Stadtverwaltung ihre Zustimmung zur Annahme des Angebots der Osthaus'schen Erben an die Stadt Essen erteilt. Gleichzeitig sind die Grundzüge eines Abkommens mit den Stiftern gutgeheißen worden, wobei unter anderm die Einsetzung eines Kuratoriums vorgesehen wird, in dem auch der Reichskunstwart und das preußische Kultusministerium vertreten sein werden. ◊ In Düsseldorf tagte bei Gelegenheit der Eröffnung der internationalen Kunstausstellung, für die das Warenhaus Tietz eine Etage zur Verfügung gestellt hatte, der Kongreß der *Internationalen fortschrittlicher Künstler*, der weder zur Lösung seiner Aufgaben noch auch nur zu deren Klärung gekommen ist. In der holländischen Zeitschrift *De Stijl* bringt deren Herausgeber Theo van Doesburg die hauptsächlichsten Manifeste der fortschrittlichen Gruppen, die beabsichtigen einen neuen Kongreß einzuberufen. ◊ In Paris bereitet man für 1924 eine *Géricaultzentenausstellung* vor.

#### Literatur

Mit seinem Buch *Die neuere Plastik von 1800 bis zur Gegenwart* /München, Del-

phinverlag/ macht *Alfred Kuhn* den Versuch die Plastik der neuern Zeit nach bestimmten genetischen und ästhetischen Gesichtspunkten zu ordnen, mit Hilfe ästhetischer, soziologischer und psychologischer Überlegungen »dem Geheimnis des künstlerischen Schaffens und des Kunstwerks selbst als Produkt vielerlei zusammenhängender Faktoren nachzu-

spüren«. Seine Darlegungen werden durch eine große Anzahl charakteristischer Abbildungen unterstützt. ◊ Die Kultur der Dekadenz wird von *Eckart von Sydow* prinzipiell behandelt /Dresden, Sibyllenverlag/. Der Verfasser sucht bis zu den metaphysischen Wurzeln dieses Problems vorzudringen. Dekadenz ist nicht bloß Verneinung. Ihr eigentliches Wesen ist, »daß ihr Charakter so überaus hin und her schwankt von bitterster Verneinung bis zur heißesten Bejahung«. Die Tatlosigkeit des Dekadenten ist Folge seines Gefühls von der Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit des Daseins. Aus dieser stumpfen Ruhe wird der Dekadent zu plötzlicher Tätigkeit aufgeschreckt, zu hohen Leistungen hingerissen. Neben der Metaphysik, Dichtung und dem sozialen Leben untersucht Eckart von Sydow auch das Gebiet der Kunst. Mit Max Klinger weist er darauf hin, »daß alle skeptisch-kritische Kunstübung sich mit Vorliebe der Zeichnung zuwendet... Denn die Zeichnung als Schwarz-Weiß-Kunst zeigt schon durch ihre Ausdrucksmittel ihre Stellung zur natürlichen Gegebenheit. Sie kann dieser gar nicht gerecht werden, weil ihr die Farbe fehlt. Das Dunkel beherrscht sie. Das Schwarze, Dunkle hat seit jeher als Farbe des Todes gegolten.« Alfred Kubin ist für solche Kunst charakteristisch. In seinen Zeichnungen hat er das Dekadente des Lebens zur Quintessenz gesteigert. Sein Oeuvre ist voll »unheimlicher Elemente des Mitternächtigen, Spukhaften, Grauerregenden«. Bei Kubin hat alles seine »subjektiv-absolute Wurzelung im Negativen«, kein Gelächter führt als Brücke wie etwa in den Grottesken Mynonas zum Positiven. Das Negative beharrt auf seinem Eigenrecht, »und jeder Blick fällt ins Endlos-Bodenlose, aus dem es keine Rückkehr gibt«. ◊ Neben der ruhig-gemessenen Würde in Haltung und Gebärde der Heiligen und Bekenner an der Pforte der Reimser Kathedrale nistet in Winkeln und Nischen, am hohen First, an Fensterteilungen und Konsolen ein Pandämonium grotesker Fratzen, von Leidenschaft durchquälte Masken. Ein schroffer Gegensatz, die ungeheure Spannung von geistiger Entrücktheit und irdischer Gebundenheit zum Ausdruck bringend. Auf 32 Bildtafeln gibt *Wilhelm Fraenger* in einem Band der Komischen Bibliothek /Zürich, Eugen Rentsch/, betitelt *Die Masken von Reims*, eine Abfolge, die den Geist mittelalterlicher Physiognomik, »das Mienenspiel des Lachens und des Grauens, der Sinnenfreude und Verzweiflung« anschaulich macht.

Musik / Erwin Lendvai**Chormusik**

Trotz der Tendenz unserer Zeit die großen Massen zusammenzuschließen steckt ihre musikalische Ausdrucksform, die Chormusik, erst in den Anfängen. Vielfach finden wir in der Gesinnung der Chöre die Ausdrucksart des mittlern 19. Jahrhunderts wieder; den an Brahms geläuterten Liedertafelton, der "deutsche Gemütstiefe" vorstellt, aber im eigenen Unwert zerklüftet.

In den Gesängen für Frauenchor mit Orchesterbegleitung des Schweizer Komponisten *K. H. Davids* Opus 21 /Leipzig, Breitkopf & Härtel/ zeigt die technische Arbeit den reifen Könnler, der aus dem Brahmskreis ausscheiden müßte, um Eigenes zu schaffen. Die 6 Chöre besitzen zwar keine schöpferische Selbständigkeit, sind aber voller Wohlklang und sichern durch ihre abgerundeten Formen dem Komponisten die Sympathien des Hörers.

Ein Mittelding zwischen guter Schularbeit und akademischem Elaborat ist *Erwin Zillingers* Passionsgesang für gemischten Chor und Orgel /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Der bloße Kontrapunkt baut noch kein Werk auf. Die starren Viertelnoten zeigen rhythmische Armut, die durch die gewählte Harmonik nicht ausgeglichen werden kann.

Des Flamen *Lieven Duvosel* Sanctus für Knabenchor, kleinen und großen gemischten Chor, großes Orchester und Orgel /Leipzig, Breitkopf & Härtel/ erinnert mit seinem Farbenreichtum an alte holländische Städtebilder. Grundfrommes und Weltlich-Kindliches vereinigen sich zu einem leider im Bau verfehlten Werk. Es fordert eine riesige Besetzung mit ausführenden Kräften, während es nur etwa 130 Takte hat; erst die Coda bringt die ersehnte Krönung, die sich aber durch eine viel zu rasche, unglücklich eingestellte Kadenzierung auf I bis IV vollzieht. So empfindet der Hörer bei dem freundlichen Werk nur den guten Willen des Schaffenden und bedauert, daß das riesige Material den Komponisten erdrückt hat. Duvosels Talent liegt im zierlichen Lied; die große Tonflut versteht er nicht zu bändigen, um so weniger als er den 8stimmigen Satz nicht beherrscht. Wenn das Sanctus nur ein Teil der Messe ist, so forderte Duvosels Sanctus logischerweise ganz kurze Schwestersätze, bei denen wohl das Aufgebot an Stimmen ebenfalls nicht im Einklang mit dem Inhalt und dem positiven Können stünde.

Für gemischten Chor und großes Orchester sind *Othmar Schoecks* Trommelschläge /Leipzig, Breitkopf & Härtel/ eingerichtet, auf Worte *Walt Whitmans* (die aber kaum die Musik vertragen, da sie ihrer nicht bedürfen). Von einer feinem symphonischen Arbeit, von choristischen Valeurs ist hier nicht die Rede, alles ist al fresco hingehauen. Das Werk zerschlägt sich an seiner Maßlosigkeit. Beispielsweise »sprechen« die Soprane vom allertiefsten g bis zum »geschrienen« h. Schoeck unterscheidet nämlich 3 Stufen des Chorgesangs: sprechen, singen, schreien, und bezeichnet die betreffenden Stellen in diesem Sinn. Das scheint mir Tonverrohung.

Zurück zur Musik. Von dem Italiener *Rosario Scalerò* liegen in Opus 6 und 7 2 respektable a cappella-Chöre vor /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Die 5stimmige Motette über einen Klagegesang des Propheten Jeremias und eine 4- bis 6stimmige Motette über andere Worte der Heiligen Schrift (Hiob, Prediger, Tobias). Aus diesen Motetten klingt wieder ein menschenwürdiger Chorton. Vornehme Diktion, mit größtem Können gepaart, erfreut und beweist, daß noch einige leben, die die Menschenstimme respektieren. Die beiden Motetten werden ihren Schöpfer in die erste Reihe der zeitgenössischen Chorkomponisten rücken.

Selbständiger in der Erfindung als Scaleròs Motetten sind *Josef V. von Wöss'* 9 Hymnen und Motetten /Wien, Universal-Verlag/. Über das 10stimmige Ave Verum Corpus dieses Komponisten ist in dieser Rundschau (1920 I, Seite 161) schon berichtet worden. Es sind einfache und mittelschwere Chöre, die mit ihrer Mannigfaltigkeit den Musiker erfreuen. Vor allem das 7stimmige Graduale über den Tantum ergo-Text: Ein 3stimmiger Frauenchor hält mit einem 4stimmigen Männerchor Zwiesprache. Ein ungemein innig empfundener Kirchenchor. Ähnlich ist es in der doppelchörigen *Pane lingua*, wenn hier auch die Tonsprache wesentlich anders ist als in dem Tantum ergo. Vor einem harmonisch etwas überladenen Ave Maria (4- bis 7stimmig) steht ein 4- und ein 8stimmiges *O salutaris hostia*, jeder Chor in seiner Art prächtig klingend, den gemeinsamen Text verschieden verwertend. Besondere Zustimmung finden diese Gradualien durch die katholische, doch nicht barocke Gesinnung. Die Herbeheit der Stimmführung erinnert an die alten italienischen Madrigalisten, ohne daß diese doch nachgeahmt würden. Außer

dem Ave Maria bietet keiner der Chöre Schwierigkeiten für die Einstudierung; sie seien hiermit den Chordirigenten wärmstens empfohlen.

7 Frauenchöre a cappella von *Fidelio F. Finke* /Prag, I. Hoffmanns Witwe/ weisen auf einen gut gebildeten jungen Musiker, der sich aber modulatorisch in der Instrumentalmusik austoben mußte, bevor er zu Chorkompositionen greift. Abgesehen davon, daß er den Alt viel zu tief legt (Töne wie das kleine f und fis sind klangliche Ausnahmeerscheinungen und nicht ständig verwendbare Stützpunkte), geht Finke auch mit der größten Rücksichtslosigkeit in der Chromatik vor. Solche durch gefährliche Querstände hervorgebrachten Akkordverschiebungen lassen sich im Chor nicht durchführen. Man kann wohl einen Chor so lange drillen, bis er die instrumentale Art der nicht sehr ausdrucksvollen Mittelstimmen zwingt. Aber der Gesang soll nicht gezwungen erklingen. Auch ist das Plappern der Stimmen auf schnell wiederholten Tönen (wie in Nummer 7) geschmacklos. Die Verwendung der Singstimme zu unscheinbarer Deklamation ist und bleibt chorwidrig. Aber dort, wo Finke seine Freude am Chromatismus in Schranken hält, trifft er mit viel Glück den Ton für Frauenchor. Wir hoffen, daß der Autor uns bedeutendere Werke schenken wird.

Ein Beispiel, wie man für Frauenchor schreiben soll, liefert *Walter Rein* in seinem Venuskränzlein für Bariton, Solo und 3stimmigen Frauenchor /Rudolstadt, Greifverlag/. Es sind 3 ungemein zartempfundene Liebeslieder im Volkston; sie verdienen unsere volle Aufmerksamkeit schon durch ihre Klangwirkung, die durch von hohen Stimmen begleiteten tiefen Sologesang entsteht. Meines Wissens existiert in der ganzen Chorliteratur keine ähnliche Verwendung der Stimmen: das Solo im Baß und darüber polyphon schwebende Frauenstimmen, in denen keine Achtelnote überflüssig ist. Streng thematisch gebaut, vollkommen aus dem Chorklang erfüllt, sind diese Venuskränzleinlieder das Beste, was ich in der jungen Chorliteratur kenne. Wir müssen uns den Autor merken, denn wenn die Zeichen nicht trügen, wird er die Chorliteratur mit seinen Gaben noch sehr reich beschenken.

#### Musikfeste

Wir können der allsommerlich grassierenden Musik-epidemie nicht mehr ent-rinnen, denn sie hat sich als unerläßliches Übel ins Leben des Europäers

eingenistet. Fragen wir, welchen Schaden diese Festkrankheit verursacht, so kommen wir zum Resultat, daß durch das Übermaß von musikalischen Darbietungen der festliche Grundton, das Pomposo, das Maestoso, sich paralyisiert. Was übrigbleibt, ist nichts mehr als Freude oder Ärger am Technischen. Zu einem Erlebnis verhilft immer die gute Reproduktion, doch sie mußte unbedingt einem jeden Werk dienen. Da aber die Feste, bis auf die Tonkünstlerfeste, nur Stars engagieren, so bleibt einzig und allein die Glanzleistung als Ding an sich der Zweck des Festes. Die Werke spielen Nebenrollen.

Eigentlichen künstlerischen Gewinn brachte das vom 25. bis zum 28. Mai abgehaltene *Händelfest* in Halle. Händel ist viel zu wenig bekannt. Geringschätzend geht man an ihm vorbei und entschuldigt sich damit, daß Bach der größere sei. Was kennt man von Händel? Selten und schlecht aufgeführte Concerti grossi? Den Messias? Vielleicht einige Geigensonaten? Man sehe sich in großen Bibliotheken die monumentale Gesamtausgabe seiner Werke an, die durch Friedrich Chrysander in 100 Bänden herausgegeben wurde. Und da soll nur das berühmte Largo tauglich sein? Nun, die Händelfeste sind keine neuen Institutionen mehr. Die Engländer haben zuerst 1784 zur Hundertjahrfeier seiner Geburt in der Westminsterabtei unter Joah Bates mit 525 Mitwirkenden sowie 1785, 1786, 1787 und 1791 dort mit größerm Aufgebot die Händel Commemorations veranstaltet; seit der Hundertjahrfeier seines Todes /1859/ in regelmäßigem Turnus (alle 3 Jahre) im Kristallpalast zu London. Erst in den letzten Jahren besinnt sich der deutsche Musiker, daß er ja inmitten einer Händelrenaissance steht. Langsam enthüllen sich die schlummernden Kleinodien, und wir stehen vor einem unermeßlichen Schatz. Im letzten Hallenser Händelfest haben die kundigen Veranstalter nun den unserer Zeit unbekanntem Händel in den Vordergrund gehoben. Man hörte als Hauptwerke die Oper Orlando furioso vollständig bühnenmäßig, Teile der Oper Alcina und herrliche italienische Kantaten konzertmäßig mit Orchester, ferner 2 fast unbekannte Oratorien Semele und Susanna samt einer Menge Kirchen- und Kammermusik. Die größte Überraschung bot wohl der Orlando furioso in einer geschickten Übersetzung, wirksamen und stilgerechten Bearbeitung des vielseitig begabten, um das Fest auch sonst verdienten Hallenser Dozenten Hans Joa-

chim Moser. Starke Eindrücke gingen auch von den Oratorien Semele und Susanna aus, jenes in einer die Hand des erfahrenen Praktikers zeigenden Einrichtung Alfred Rahlwes', des Dirigenten, dieses von Arnold Schering bearbeitet, dem Hallenser Ordinarius für Musikgeschichte. Scherings Festrede in der Aula der Universität über die Welt Händels bot eine meisterhafte Zusammenfassung der Gesichtspunkte, von denen aus wir uns gegenwärtig die Persönlichkeit und die Kunst Händels wieder lebendig machen können.

Hamburg feierte seinen *Brahms*. Die Deutsche Brahmsgesellschaft gab in der Geburtsstadt des Meisters ihr 5. Fest. Ein Vokalkonzert in der Michaeliskirche leitete es stimmungsvoll ein. Das Requiem, die Nanie, die Rhapsodie und das Schicksalslied wurden in den Chorabenden geboten. Eine achtunggebietende Leistung. Die beiden Konzerte in den bewährten Händen Adolf Buschs und Edwin Fischers, das G-Moll-Klavierquartett mit dem Bandlerquartett und Fischer. Das Wichtigste brachte Furtwängler durch seine Interpretation der C-Moll-Symphonie. Auch Wien hat seinen langjährigen Bürger Brahms am 25. Todestag mit einer Brahmswoche, verbunden mit einer kleinen Ausstellung Brahmscher Partituren, Briefe und Reliquien, geehrt. Unter Franz Schalk spielte Ernst von Dohnányi vollendet das B-Dur-Konzert, mit Rosé das C-Moll-Quartett. Dann zeigte sich Dohnányi als Kapellmeister und dirigierte überraschend, wenn auch teilweise präziös, die (2 Tage später von Weingartner schärfer angefaßte) C-Moll-Symphonie, Richard Mayr brachte die 4 Ernten Gesänge, Karl Flesch das Violinkonzert. Es war ein sehr reichliches Brahmsfest.

Das Kapitel Brahms steht geschlossen vor uns. So wie der 1. Satz seines Requiems, bei der Uraufführung ausgepiffen, heute ein Stück deutschen Musikklassizismus ist. Über Brahms sind wir einig, wir kennen ihn besser als Händel; die Kämpfe um ihn sind ausgetobt, neues Erlebnis bietet er nicht. Wozu also das Fest? Um der Technik willen?

Am 17. und 18. Juni veranstaltete die Schumanngesellschaft an ihrem Sitz Zwickau, dem Geburtsort Robert Schumanns, ihr 1. Schumannfest. Muß Schumann aber heute noch popularisiert werden? Ist er nicht quantum satis Volksgut geworden?

Das ebenfalls Anfang Juni abgehaltene *Mecklenburger Musikfest* machte Schweriner nationale Schwarmgeister mit Pfitz-

ners romantischer Kantate Von deutscher Seele bekannt; sie stand mit der monströsen Alpensymphonie Strauß' und mit Händels bukolischem Chorwerk Acis und Galatea in einem Rahmen. Bruckners gigantisches Tedeum, die herrlichen Glockenlieder von Schillings (ein leider von unseren Konzertgebern vernachlässigtes Werk), Hauseggers wuchtige Hymnen an die Nacht, Gesänge von Brahms und Schubert, Kantaten von Bach, Theatersondervorstellungen rüttelten das verträumte liebe Städtchen auf. Kaehler hat mit viel Glück zwischen technischen Interessen seines traditionsliebenden Publikums auch intensives Mitarbeiten an neueren, freilich bereits approbierten Werken einer gewissen Münchener Reaktionsecke hervorgerufen. So viel von den Einzelveranstaltungen. Nun zur Zusammenfassung des zeitgenössischen deutschen Musiklebens im Deutschen Tonkünstlerfest.

#### Deutsches Tonkünstler- fest 1922

Daß das Tonkünstlerfest im besetzten Gebiet, in Düsseldorf, stattfand, hatte patriotische Gründe. Peinlich ist es aber, wenn das künstlerische Ergebnis so unbedeutend ist wie in Düsseldorf in dem Fest vom 3. bis zum 7. Juni. Mir scheint es ganz unbegreiflich, daß in Deutschland nicht besser komponiert werden sollte. Sind die Musikerseelen so liedfremd, so rhythmusarm, so freudlos geworden?

Werden diese Fragen so beantwortet wie von *Ewald Straesser* in seiner braven 5. Symphonie, so verzweifelt man noch mehr als bei dem Tonbreivortrag, den uns *Alois Habas* Symphonische Phantasie für Klavier (mit dem eminenten Eduard Erdmann) und Orchester bescherte. Hörten wir Lieder für Bariton von *Wolfgang von Bartels*, die in jeder Beziehung unseren Ansprüchen genügen und gehört zu werden verdienen (die kleinen altdeutschen Lieder boten den einzigen erfreulichen Augenblick des Festes), so folgten darauf indiskutabel Sopranlieder von *Jascha Horenstein*. Der Streichquartett *Artur Schnabels* ver söhnte nicht immer; gewisse Teile ließ Tiefe der Empfindung fühlen, dann ab folgten öde Strecken. Solche Stellen findet man in *Paul Amadeus Pisk's* Violinsonate (von Flohr und Gumpert geradezu vollendet vorgetragen) nicht; doch leidet das geistvolle Werk daran, daß es zu viele intime Scherzereien enthält, die in dem Riesensaal des Festes verloren gingen, so daß ich nur die vorteilhafte Erinnerung an eine geschlossene

Hauptprobe im kleinen Raum in mich aufgenommen habe. Zwei Wiener Autoren, *Anton von Webern* mit seiner wuchtigen *Passacaglia* und *Karl Horwitz* mit seiner Symphonischen Ouvertüre, gaben lebensprühende Kundgebungen echter Musikantennaturen, während *Emil Peeters* präzenziöse Symphonische Musik für Kammerorchester, Solovioline und eine Sopranstimme uns die chronische Talentlosigkeit des Komponisten ins Ohr schmetterte. *Georg Graeners* Pathetische Symphonie steht ganz und gar im Bann *Wagners*. Zwischen dem aussichtslosen *Peeters* und dem verirrtten *Graener* kam ein Hymnus Natur für 4 Soli, gemischten Chor und großes Orchester von *Victor Merz*: Phraseologie eines gewandten Instrumentators. Feinkultur spricht aus *Manfred Gurlitts* Szenen aus der musikalischen Legende Die Heilige: Musik, die die Bühne verlangt. An *Wilhelm Knöchels* Streichquartett gefiel mir nur die Ausführung durch das Kötscherquartett, eine Leistung, die das Quartett in die erste Reihe der Kammermusikgesellschaften stellte. (Man merke es sich.) Dann wieder erfreulichere Töne: *Philipp Jarnachs* Sonatine für Flöte und Klavier. Diese Musik, von starkem romanischen Formgefühl genährt, wächst aus sich selbst und bietet ein abgerundetes Ganzes. Dagegen waren 4 Baßlieder von *Alexander Jemnitz* nur ein Herumtappen zwischen bewährtem Alten und fragwürdigem Neuen, ohne zwingendes Muß. Endlich ist von den Darbietungen zeitgenössischer Kunst die Uraufführung einer Dramatischen Legende *Carl Ehrenbergs*, des neuen Kapellmeisters der Berliner Staatsoper, *Annelise* zu erwähnen. Zu einem Erlebnis wurde das vom Havemannquartett und *Karin Dayas* hervorragend interpretierte Quintett in C-Moll von *Max Reger*. Es ist ein unveröffentlichtes Jugendwerk eines Großen. Überall Spuren der Vorbilder *Brahms* und *Schumann*, und dennoch: ex ungue leonem. Wie eine Erlösung wirkte es auf die Zuhörerschaft. Doch man hoffte auf die Krönung des Festes durch *Regers* 100. Psalm. Da geschah etwas, was unsere Hoffnung erbarmungslos vernichtete. Aus uns unbekanntem Gründen wurde in der abschließenden Fuge ein Strich von 18 Partiturseiten gemacht, so daß damit nicht nur die organisch gebaute Fuge, sondern das ganze Werk den Boden verlor. Ein unsäglicher Schmerz für alle, die an die messianische Sendung dieses Werkes glauben. Oft ist Pietät nur Mitleid, und Mitleid Schwäche; hier entspringt aber

Pietät der *Verecundia*, die sich nun beleidigt verkriechen muß. Warum dieses Attentat gegen *Regers* Dom verübt wurde? Wer beantwortet diese Frage? Und so kehrten wir heim. Etwas Freude an *Jarnach* und *Bartels*, etwas an *Webern* und *Horwitz*, dann eine öde Strecke und zuletzt jener große Schmerz. War das ein Fest?

**Reger** Das Verständnis für die Kunst *Regers* erschweren Werke des leider zu früh Vollendeten. Rein technische Schwierigkeiten stellen Hindernisberge vor den Musiker, so daß das geistige Erfassen oft gar nicht mehr möglich ist. Steht selbst das technische Rüstzeug des Musikers außer Frage, so findet er doch häufig keinen Kontakt mit diesen größten Werken unserer noch nicht gewordenen Gegenwart. Wir fühlen Musik durch griechische und romanische Formgebung, die im Renaissanceideal zusammengeschmolzen ist und also die musikalische Architektonik in Erscheinung treten läßt. *Reger* ist aber Gotiker. Sein Melos, sein Figuralwerk, seine Freude an großen Dimensionen ohne auffallende Parallelitäten im Verlauf des Aufbaus erinnern an gotische Kathedralen mit ihrem beängstigenden Indiehöhesteigen, mit ihren fast willkürlichen Ornamenten, die einem oberflächlichen Beobachter als unorganisch erscheinen. Für *Reger* sprechen seine Werke. Doch Menschen, die das Glück hatten in persönlicher Fühlung mit dem Meister zu stehen, können als Wegweiser ihre Blendlaternen auf so manche verborgenen Schätze richten. In der Sammlung *Die Musik /Leipzig, I. W. Siegel/* erschien eine in jeder Beziehung wohlgelungene Monographie *Max Regers* von *Karl Hasse*. Es ist eine vornehme Kundgebung, eine Arbeit, die gerade wegen ihrer Haltung unsere Sympathieen verdient. *Reger* hatte sein Leben der Außenwelt unkenntlich gemacht. Er machte den Grobian, den lustigen Bierkumpanen, und dabei war seine Seele wie ein Mimosengewächs. Das Allzumenschliche ließ *Hasse* der Sache zuliebe außer Betracht; er zieht die äußeren Linien des Persönlichen in die Werke hinein und stellt so mit glücklicher Hand Leben und Werke zugleich dar. Ganz anders *Hermann Ungers* *Max Reger, Darstellung seines Lebens, Wesens und Schaffens*, das in der Essaysammlung *Zeitgenössische Komponisten /München, Dreimaskenverlag/* erschien. In diesem Buch verschwindet der leibhafti-

ge Reger noch nicht hinter seinem Werk. Aus nächster Nähe erschaut, stellt Unger mit köstlicher Unbekümmertheit den Reger dar, den er in zahlreichen Unterrichtsstunden und am Biertisch kennen lernte. Ganz ohne Pathos gibt er die Wirklichkeit wieder, so wie er sie sah. Liest man beide Bücher hinter einander, so ergibt sich erst das gewünschte Bild. Als ich nach ihrer Lektüre die 4händigen Originalstücke Regers /Leipzig, C. F. Peters/ mit einem Kollegen durchnahm, erlebte ich das erstmal den Reger, den wir noch lange nicht kennen, der aber eines Tages wie Bach der Führer des *guten* Musikers sein wird. Ein Kreis von Regerschülern wird uns in Form einer Sammlung theoretischer und biographischer Monographien Regers Lebenswerk näherbringen. Der Herausgeber ist Richard Würz, der bisher die beiden ersten Hefte erscheinen ließ /München, Otto Halbreiter/. Mit Hermann Grabners lehrreichem Aufsatz über Regers Harmonik beginnt die Studiensammlung. In der Hauptsache wird das herrliche Es-Dur-Streichquartett (Opus 109) analysiert, eine Arbeit, die den Fachmusiker interessieren wird, der nicht bloß sein Instrument kennt sondern tief in die Konstruktionsgeheimnisse der Musik geblickt hat. An Grabners Arbeit sieht man erst, wie sehr wir geistig von den breiten Schichten des Volkes entfernt sind. Doch selbst ausübende Musiker würden Grabners Analysen kaum verstehen. Denn unsere Konzertlöwen sind zumeist Instinkt Musiker, die sich mit dem Einfühlen begnügen. Doch gerade im Fall Reger ist es für den reproductiven Musiker von größter Wichtigkeit die Innenkonstruktion genau kennen zu lernen; er kann dann nicht in den Fehler verfallen, in den selbst der Schreiber dieser Zeilen viele Jahre hindurch verfallen ist, Regers Modulation für Unnatur und Willkür zu halten. Möge Grabners Schrift jeden ernststen Musiker belehren, daß Reger die zu Ton gewordene Konsequenz, Musiklogos ist. Amüsante Lektüre bietet das andere Heft: Regers Persönlichkeit. Richard Würz schildert Regers Lebensgang, Josef Haas gibt eine tief angelegte Studie über Reger als Lehrer, und Hermann Unger erzählt hübsche Anekdoten von dem Menschen Reger. Köstlich sind die von Unger mitgeteilten Regeraussprüche am Schluß des Heftes. Wie unbekümmert spricht hier der Meister tiefe Wahrheiten und platten Erfahrungskram. Alles in allem eine ungemein fesselnde Studie, die wärmstens empfohlen sei.

Halbjährlich sollen die Mitteilungen der Max Reger-Gesellschaft /Stuttgart, Engelhorn/ erscheinen. Willibald Nagel will eine Sammelstelle schaffen, in der das gesamte Regermaterial zusammengetragen wird. Karl Hasse veröffentlicht eine wichtige Studie Modulation oder Tonalitätserweiterung bei Reger. Angenehm erzählt Elsa Reger, wie sie ihren Mann kennen lernte. Immer wieder findet man unveröffentlichte Werke Max Regers. Josef Haas, der berühmte Meisterschüler, berichtet über die 1906 geschriebene Choralkantate Auferstanden bist Du, Herr. Fritz Busch erteilt praktische Ratschläge zur Aufführung der Mozartvariationen, die ich bei verschiedenen Dirigenten grundverschieden hörte. Archivalische und vereintechnische Aufsätze vervollständigen die Mitteilungen.

**Totenliste** Ende Mai starb in Wien der Musikschriftsteller *Richard Batha* im Alter von 53 Jahren. Er wirkte als Lehrer an der Akademie der Tonkunst und war als Musikreferent des Fremdenblatts, als Mitarbeiter des Kunstwarts, als Mitherausgeber des Merkers und Mitbegründer des Dürerbunds sehr bekannt. Er gab Biographien Bachs und Schumanns heraus und verfaßte eine ganze Reihe größerer und kleinerer musikalischer Schriften und musikwissenschaftlicher Studien. Besonders seine Allgemeine Geschichte der Musik hat weite Verbreitung gefunden, und breiteren Kreisen hat er durch die Herausgabe von Johann Sebastian Bachs Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach Freude bereitet. Er hat auch eine Reihe von Operntextbüchern geschrieben, unter anderen für Kienzl (Der Kuhreigen) und Blech (Versiegelt). Der bekannte Violinpädagoge und Komponist *Hans Sitt* ist im März in Leipzig im Alter von 72 Jahren gestorben. Er hat Männerchöre, Lieder, Klavierstücke und Orchesterwerke komponiert und die Violinliteratur um viele instruktive Stücke von hohem Klangreiz bereichert. In Mailand ist im April, 63 Jahre alt, *Franz Ondricek*, ein Geiger großen Stils, dahingeshieden. Literarisch trat er mit einer Arbeit Neue Methode zur Erlernung der Meistertechnik des Violinspiels auf anatomisch-physiologischer Grundlage hervor. In Wien ist am 21. April *Gustav Adolf Khinart* in seinem 72. Lebensjahr gestorben. Er gehörte als Kontrabassist 1885 bis 1901 der Wiener Hofoper unter den Direktoren Jahn und Mahler an, 1902 bis 1919 war er beim Wiener Kon-



zertverein tätig. Khinart war aber auch als Lehrer und Kammermusiker sehr geschätzt und hat sich auch auf dem Gebiet der Wiener Volksmusik als Sammler mit Glück betätigt.

**Kurze Chronik** Die Claus-Roch-Stiftung in Breslau veranstaltet ein *Preis ausschreiben* für Kammermusikwerke. Für das beste Werk jeder Gattung (Streichquartett, Klaviersonate, Violinsonate) sind 1500 Mark festgesetzt. Die Bewerber müssen Schlesier sein und die Kompositionen bis zum 1. September dieses Jahres einreichen. **◇** In Dresden wurde unter dem Vorsitz Otto Schmidts eine *Heinrich Schütz-Gesellschaft* gegründet, die durch Aufführungen und Neuausgaben die Werke des Meisters weiteren Kreisen nahebringen will. **◇** Das *Regerarchiv* wird von Jena nach Weimar verlegt. Regers Musik- und Arbeitszimmer (mit vielen künstlerisch bedeutenden persönlichen Erinnerungen, darunter 2 Büsten Liszts und Beethovens, Totenmasken von Brahms und Richard Wagner sowie Regers Flügel) wird in 2 Räumen des ehemaligen Schlosses untergebracht. Einen besonderen Wert hat die Bibliothek mit einer großen Anzahl von Partituren, die interessante Anmerkungen von Regers Hand enthalten. Regers Urne erhält einen Ehrenplatz auf dem Weimarer Friedhof. Seine Gattin Elsa Reger siedelt nach Weimar über. **◇** In der Pfingstwoche dieses Jahres wurde die Hundertjahrfeier des *Akademischen Instituts für Kirchenmusik* in Berlin festlich begangen. Die ehemaligen Studierenden der Hochschule waren zahlreich dazu erschienen. Nach dem Begrüßungsabend am 6. Juni fand am 7. eine Festsitzung in der Hochschule für Musik statt. Aus Anlaß der Feier wurden Konzerte im Charlottenburger Schloß, in der Hochschule für Musik und in der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche veranstaltet. **◇** In Darmstadt fand Ende April ein vom hessischen Staat eingerichteter und vom Reich unterstützter, auf 8 Tage berechneter *Dirigentenkursus* statt, der der Weiterbildung von Chor-dirigenten Hessens und der angrenzenden preußischen Provinzen dienen sollte. Es waren 140 Anmeldungen ergangen, während nur 60 bis 80 Teilnehmer vorgesehen waren. Der Kursus bestand in der Hauptsache aus theoretischen Vorträgen, außerdem wurden täglich Chorgesänge veranstaltet. **◇** Eine Gedenktafel für *Max Bruch* wurde in Sondershausen an dem Haus, in dem Bruch von 1866 bis 1870 gewohnt hat, enthüllt.

## Literatur

Ernst Decsey hat *Musikeranekdoten* gesammelt und erzählt (Die Spieldose Wien, E. P. Tal/). Das sind keine "Witze", das sind schöne Erzählungen, die den Menschen selbst angehen. In kleinen Zügen offenbaren sich große Herzen. Die ergreifende Bescheidenheit des Schaffenden, die rührende Überheblichkeit des nach dem Höchsten Strebenden, gutmütige Bosheit, harmlose Eitelkeit in den Dingen des Tages und unbegrenzte Hingabe in dem Eigentlichen, wofür man da ist: alles zieht vorüber, bunt, zusammenhanglos und in tiefster Einheit. Ein Wort, das uns mit Gounod versöhnt, sei wiedergegeben: »Der 50jährige Charles Gounod sprach mit einem jungen Musiker und meinte abschließend: »Je tiefer Sie in unsere Kunst eindringen, desto mehr Respekt werden Sie vor den Meistern der Vergangenheit bekommen. Als ich so alt war wie Sie, hieß es bei mir: Ich! Mit 25 Jahren sagte ich: Ich und Mozart! Mit 40 Jahren: Mozart und ich! Und heute sag' ich ganz still: Mozart!« Dann noch eine kleine Geschichte, die uns zeigt, wie der Größte selbst dachte: »Mozart rühmte sich von Haydn die Kunst erlernt zu haben, wie man Quartette schreibt. Er duckte deshalb auch keine Herabsetzung des Meisters. Als einmal Kozeluch an einem Haydn'schen Werk etwas auszustellen fand, fuhr Mozart auf: »Herr! Und wenn man uns beide zusammenschmilzt, es wird doch noch lange kein Haydn daraus.« Und endlich für diejenigen, die immer am Ende des Eigenen das Ende der Dinge sehen, der Ausblick des Unendlichen: »Brahms hat heute seinen schlechten Tag. Er sieht schwarz in die Zukunft. Auf dem ganzen Spaziergang murrte er. Wenn man die Modernen ansieht — gewiß: es ist das Ende der Musik. Es kommt nichts mehr nach. »Wir sind die letzten.« Gustav Mahler läßt Brahms orgeln und lehnt sich an die Brüstung der Traunbrücke. Starrt in den Fluß. Spricht nichts. Plötzlich hebt er die Hand: »Dort, Herr Doktor! Dort!« Und zeigt auf einen Punkt im Wasser. Brahms sieht hin und findet nichts. »Was meinen Sie denn?« »Schauen Sie nur, Herr Doktor: Hier kommt eben die letzte Welle.« Ein schönes Büchlein, dem viele Leser zu wünschen sind. Vielleicht für unsere Tage besonders geeignet, da so viele von der Welt "enttäuscht" sind und hieraus sehen können, daß nur dem die Welt leer ist, der die Stimme der Dinge nicht hören will.

## KULTUR

Technik / Heinrich Lux

**Naturschönheit und Technik** In dem Interessenkonflikt zwischen technischen Erfordernissen und ästhetischen

Ansprüchen kommen diese gegenüber jenen meist zu kurz, und resigniert wird in den letzten Jahrzehnten die Verschandelung der Natur in Kauf genommen, wenn der Nachweis der kulturellen Notwendigkeit irgendeiner technischen Anlage erbracht erscheint. Eines der abschreckendsten Beispiele in dieser Beziehung sind die in eiserne Röhren gefaßten Wasserfälle am Hardanger Fjord bei Odde in Norwegen, die die dortigen Karbid- und Kalkstickstoffwerke mit Energie versorgen, leider aber noch dazu beitragen, daß die Perle des norwegischen Fjordgebiets dauernd in qualmende Rauchwolken gehüllt ist. Ähnlich wirken Stauseen in landschaftlich reizvollen Gegenden, und es ist deshalb wohl zu verstehen, wenn beispielsweise gegen die Verwandlung des Bodetals im Harz in einen Stausee von den Anliegern und Naturfreunden energisch Einspruch erhoben wird. Solch ein Einspruch ist besonders dann berechtigt, wenn der aus der technischen Anlage zu erwartende Vorteil in gar keinem Verhältnis zu den unausbleiblichen Einbußen in ästhetischer Hinsicht steht.

Nicht selten lassen sich jedoch bei einigen guten Willen die kollidierenden Interessen mit einander versöhnen. Ein solcher Fall liegt bei den geplanten Silsersee-Bergeller Kraftwerken im Kanton Graubünden vor. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde versucht das im Bergell vorhandene starke Gefälle von 1120 Meter auf 18 Kilometer Länge unter Einbeziehung des Silsersees als Staubecken für die Energiegewinnung nutzbar zu machen. Die Ausführung des Projekts scheiterte damals an dem energischen Einspruch der Gemeinden Sils und Maloya, weil die erforderlichen hohen Staudämme die unvergleichliche landschaftliche Schönheit des obern Engadin vollständig ruiniert hätten. Da aber die technische Nutzarmachung der vorhandenen Wasserkräfte für die kohlenarme Schweiz eine zwingende Notwendigkeit ist, hat sich die Technik mit Erfolg daran gemacht das Projekt so auszugestalten, daß an der Schönheit des Silser Sees nichts geändert wird. Nach dem neuen Vorschlag sollen ausgenutzt werden: die Maira mit der Aqua da Maroz samt Val Duan und Septimerbach, die Orlegna, die bisheri-

gen Zuflüsse zum Silser See, darunter der Fedozbach und zeitweise der Fexbach, der Albignabach und der Bondascabach; ferner noch verschiedene kleine Wasserläufe, die auf den Strecken in die Stollen eingeleitet werden können. Die Orlegna, die jetzt unmittelbar ins Bergell hinunterfließt, wird in den Silsersee eingeleitet. Das in 2 Stufen auszunutzende Gefälle wird eine Energiemenge von 240 Millionen Kilowattstunden, davon 90 Millionen im Winter, liefern. Der Silsersee wird als Ausgleichsbecken nur insoweit in Anspruch genommen, als es die Rücksicht auf unveränderte Erhaltung der Naturschönheit zuläßt. Zu diesem Zweck wird der See nur während des Winters, wo die Zuflußmenge geringer wird, als Reserveabflußbecken benutzt, wobei der Wasserspiegel nur um höchstens 6 Meter gesenkt werden darf und bis spätestens zum 15. Juni wieder aufgefüllt sein muß. Das Absenken und Wiederauffüllen würde in der Hauptsache in der Zeit vor sich gehen, wo der See unter einer Decke von Schnee und Eis liegt. Durch diese Rücksichtnahme auf die Naturschönheit sind die Bedenken der anliegenden Gemeinden zerstreut worden, so daß der Plan der Kantonsregierung zur Genehmigung vorgelegt werden konnte. Um auch den Inn, der aus dem Silsersee ausfließt, während der Absenk- und Auffüllperiode auf seinem mittlern Winterwasser zu erhalten, wird er durch eine besondere Pumpanlage während dieser Zeit aus dem See gespeist werden. Bedenken lagen dann noch vor, daß die Einleitung der Orlegna und des Fexbachs in den Silsersee diesen trüben könnte. Bezüglich des Fexbachs konnten die Bedenken aber durch den Hinweis darauf zerstreut werden, daß er auch den Silvaplanner See, in den er jetzt einmündet, nicht trübt, also auch den Silsersee nicht trüben kann, und daß die Orlegna einem geologisch ganz gleichartigen Einzugsgebiet entspringt wie der Fexbach, so daß auch von ihr eine Trübung des Seewassers nicht zu befürchten steht. Sollte eine solche Trübung aber doch eintreten, so werden für beide Bäche wirksame Kläranlagen vorgeschrieben.

**Diamantenersatz**

In den Kreisen der Laien gilt der Diamant ausschließlich als Schmuckstein, tatsächlich wird aber eine vielfach größere Menge Diamanten in der Technik als zu Schmuckzwecken verwandt. Bohrungen in sehr hartem Gestein werden heute fast ausschließlich mit Kronenboh-

ren ausgeführt, deren schneidende Fläche mit einem Kranz von scharfen Diamanten besetzt ist; auch bei der Metallbearbeitung ersetzt der Diamant häufig den Schneidestahl; vor allem aber findet der Diamant bei dem Ziehen sehr harter Metalle zu Draht Anwendung. Die ganze Technik der Wolframdrahtlampen baut sich auf dem mittels Diamantziehsteinen gezogenen Wolframdraht auf. Diese Diamantziehsteine, besonders die mit Bohrungen von wenigen Hundertstel Millimeter lichter Weite, haben gegenwärtig einen fast unerschwinglichen Preis, und da beim Ziehen von dem überaus harten Wolframdraht die Ziehdüsen erhitzt werden müssen, wobei sie dem Springen ausgesetzt sind, und da sich beim Ziehprozeß die feinen Bohrungen recht rasch erweitern, so findet ein großer Verschleiß an Diamanten statt. Es ist deshalb schon lange das Bestreben der Technik gewesen den natürlichen Diamanten, sei es durch einen künstlichen, echten Diamanten sei es durch ein ähnlich hartes, anderes Kunstprodukt zu ersetzen. Die künstliche Herstellung echter Diamanten ist zwar möglich, aber bisher ist es noch nicht gelungen mehr als mikroskopisch kleine Diamantkryställchen zu erzeugen. Dagegen sind die Versuche andere Stoffe von einer dem Diamanten nahekommenden Härte zu erzeugen recht erfolgreich verlaufen. Vor allem sind es gewisse Karbide, so unter anderen Bor-, Silizium-, Titan-, Zirkon-, Molybdan- und Wolframkarbid, die sich im elektrischen Ofen verhältnismäßig leicht herstellen lassen, und die sich durch eine überaus große Härte auszeichnen. Doch gelang es nur schwer diese Metallkarbide in größeren, zusammenhängenden Stücken zu erhalten.

Diese Schwierigkeiten sind jedoch in den letzten Jahren von *Hugo Lohmann* in erfolgreicher Weise überwunden worden, vor allem gelang es ihm Wolframkarbid direkt in die für Ziehsteine erforderliche Form zu bringen. Sein Verfahren besteht darin, daß er Wolframsäure im elektrischen Ofen in Kohlentiegeln schmilzt, wobei die Wolframsäure reduziert wird und das Metall sich direkt mit der Kohle zu Wolframkarbid verbindet. Dieses Wolframkarbid wird nun gepulvert und mit hydraulischen Pressen in geeignete Formen aus Kohlenstoff gepreßt. Die gepreßten Körper werden dann gleichfalls wieder im elektrischen Ofen bis nahe an den Schmelzpunkt erhitzt, wobei ein Krystallisationsprozeß einsetzt, der sich durch die ganze Masse fortsetzt.

Diese in die geeignete Form gebrachten Metallkarbidstücke werden dann ähnlich wie Diamanten in Messing gefaßt und mit den erforderlichen Bohrungen versehen, so daß sie dann als Ziehsteine Verwendung finden können. Wenn diese Wolframkarbidziehsteine auch nicht so hart sind wie Diamantziehsteine, so neigen sie beim Erhitzen doch nicht so leicht zum Zerspringen wie Diamanten, sind vor allem weit billiger als diese, und schließlich lassen sie sich, wenn sie abgenutzt sind, wieder von neuem pulvern und in der beschriebenen Weise formen.

Von Lohmann ist dann noch ein weiteres Verfahren ausgearbeitet worden die Wolframkarbidstücke gleich in passender Form zu gießen. Das Gießen geschieht nach dem Schleuderverfahren. Hierzu ist die Gußform an dem einen Ende eines Kohlenrohrs angebracht, während sich das zu schmelzende Karbid in einer muldenförmigen Erweiterung des andern Rohrendes befindet. Die Erhitzung findet wieder im elektrischen Ofen statt, und zwar ist das Rohr auf einer Zentrifugalscheibe gelagert. Fangen die Karbidstücke zu schmelzen an, so wird die Scheibe oder der ganze Ofen in Rotation versetzt, und das schmelzende Wolframkarbid wird durch Zentrifugalkraft in die Formen hineingeschleudert. Auch Legierungen des Wolframs, so eine Legierung aus 55 Teilen Wolfram, 35 Teilen Eisen, 5 Teilen Titan, 2 Teilen Zerkon und 3 Teilen Kohlenstoff, werden zur Herstellung von Ziehsteinen benutzt.

Zur Herstellung sehr harter Schleifscheiben wird Aluminiumkarbid (Alundum) oder Siliziumkarbid (Silundum) oder Karborundum, die gleichfalls sämtlich im elektrischen Ofen hergestellt werden, benutzt. Diese Schleifscheiben haben in der neuzeitlichen Technik eine besondere Bedeutung gewonnen, da die letzte Feinbearbeitung von Stahlgegenständen, Wellen, Kalibern, Lehren usw., die bis auf  $\frac{1}{100}$  Millimeter genau sein müssen, erst nach dem Härten und dann nur durch Schleifen erfolgen kann.

**Wellentelegraphie** Für die sogenannte drahtlose Telegraphie, die mit elektrischen Wellen von einigen hundert Meter bis zu einigen Kilometer Länge arbeitet, ist die Erzeugung ungedämpfter Schwingungen von wesentlicher Bedeutung. Theoretisch am einfachsten ist die Erzeugung ungedämpfter Schwingungen mittels Wechselstromdynamomaschinen. In der Praxis stellte

sich aber die große Schwierigkeit heraus, daß über eine bestimmte, nicht sehr große Periodenzahl bei Maschinenströmen nicht herausgegangen werden konnte. Es mußten deshalb Frequenztransformatoren angewandt werden, die die ganze Anlage wesentlich verteuern und kompliziert machen.

Es ist deshalb ein außerordentlicher technischer Fortschritt, daß es jetzt dem Oberingenieur *Karl Schmidt* der Aktiengesellschaft C. Lorenz in Berlin gelungen ist bei einer 6000periodigen Wechselstrommaschine mit normaler Tourenzahl und ausgezeichnetem Wirkungsgrad die Frequenzsteigerung bis auf 360 000 Perioden zu bewirken. Es können daher jetzt mit einem einfachen Maschinensender elektrische Wellen bis auf 900 Meter herunter gesandt werden. Damit ist es möglich die für den Verkehr zwischen Schiffs- und Landstationen gebräuchlichen Wellen direkt mit einer verhältnismäßig einfachen und betriebssicheren Maschine zu erzeugen, zumal es auch gelungen ist mit einem gleichfalls nach den Angaben Schmidts gebauten Tourenregulator die Periodenzahl von 360 000 ohne wahrnehmbare Schwankungen konstant zu halten. Von einer holländischen Behörde, die in Amsterdam, in 600 Kilometer Entfernung, die Zeichen einer nach diesem System gebauten normalen kleinen Schiffsanlage von 1 Kilowatt Leistung (rund  $\frac{1}{4}$  Pferdestärken) erhielt, wurde ausdrücklich bestätigt, daß die Zeichen mit vollkommen konstanter Wellenlänge, im Abhörtelefon also auch mit ganz reinem Ton und großer Lautstärke, ohne besondern Verstärker empfangen werden konnten.

**Wünschelrute** Während in der rein materialistischen Periode des vorigen Jahrhunderts die Möglichkeit der Erschließung von Wasseradern, Erz-, Steinsalz- oder Kohlenlagern unter der Erde vermittelt der Wünschelrute meist glatt verneint wurde, hat sich die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten doch entschlossen auch dieses Problem sachlich zu erforschen. Infolgedessen sind zahlreiche, möglichst exakt durchgeführte Versuche mit renommierten Rutengängern durchgeführt worden. So hat unter anderem auch die Preussische Geologische Landesanstalt im Dezember 1920 eine Reihe von Versuchen zur Klärung der Wünschelrutenfrage angestellt. Ihr Direktor, Franz Bayschlag, der die Versuchsergebnisse kritisch bearbeitete, kommt hierbei zu dem folgenden Ergebnis: »Wir müssen

bekennen, daß Beziehungen zwischen den nutzbaren Stoffen in der Erde und der Rute in der Hand des Rutengängers durch den Ausgang der beschriebenen Versuche nicht einmal wahrscheinlich gemacht worden sind.« Es hat sich aus den Versuchen ergeben, daß an Stellen, an denen sich eine zusammenhängende Lagerstätte befindet, die Ausschläge bei den experimentierenden 3 Rutengängern zahlreiche Lücken aufweisen. Mangelhaftes Arbeiten der Rute konnte an einer andern Stelle ermittelt werden, wo im *wasserundurchlässigen* Septarienton zahlreiche Wasseradern durch Rutenausschläge »festgestellt« wurden. Bei Staßfurt sollten Braunkohlen vorhanden sein, wo es nach den geologischen Verhältnissen keine geben kann, und andererseits wurde durch die Rute keine Braunkohle angezeigt, wo sie wirklich vorhanden war. In dem Salzforst von Oldau gab die Rute keinen Ausschlag, dagegen machte sie Ausschläge auf Salz bei Samswegen, wo es keines gibt. Bei allen 3 Rutengängern gehen die Ausschläge sehr auseinander. Im Gebiet von Rottmarsleben haben alle 3 Rutengänger Salz und Kohle »nächgewiesen«, die dort nicht vorhanden sind. »Es ist deshalb nicht zu viel behauptet überhaupt nur eine "Möglichkeit" zu sehen die Rute nutzbringend zu verwenden.« Die Preussische Geologische Landesanstalt will sich »neuen Versuchen nicht entziehen, und gerade die Mitwirkung der erfahrensten und angesehensten Rutengänger wird besonders willkommen sein.«

Natürlich handelt es sich bei den »Nachweisungen« der Rutengänger durchaus nicht um "Schwindel", vielmehr finden an gewissen Stellen tatsächliche Ausschläge der Rute, unabhängig von dem Willen der Rutengänger statt. Aus diesem Grund sind von dem 2. Physikalischen Institut der Universität Wien seit November 1919 etwa 200 Versuche angestellt worden, um die physikalischen Ursachen der Ausschläge der Wünschelrute zu ermitteln. Nach einem Bericht Hascheks /Wien/ und Herzfelds /München/ in den Naturwissenschaften vom 23. Dezember 1921 führten die Versuche zu der folgenden Erklärung: »Der Erdboden ist stets von elektrischen Strömen durchflossen. Die Stromlinien drängen sich naturgemäß an den Stellen zusammen, wo bessere Leiter im Erdboden vorhanden sind (Wasseradern, Salz- und Erzlager), während sie an den Stellen geringerer Leitfähigkeit auch eine geringere Dichte aufweisen. Dementspre-

chend ändert sich der Verlauf des elektrischen Felds. In ganz gleichmäßigen und von einem gleichmäßigen Strom durchflossenen Boden von durchwegs gleichem Widerstand ist auch der Spannungsabfall überall gleich. Die Flächen gleicher Spannung, die Potentialflächen, stehen in gleichen Abständen parallel zum Boden. Die elektrischen Kraftlinien laufen senkrecht zum Boden und mit überall gleicher Dichte. Durch Ansammlung von Erzen, Wasser und dergleichen wird der Widerstand geringer, die Potentialflächen gehen auseinander. Durch Hohlräume dagegen werden sie zusammengedrängt. Nur wenn die Erzader oder dergleichen zufällig parallel dem Erdboden läuft, wird das elektrische Feld nicht beeinflußt. Der Rutengänger empfindet nun diese Veränderungen als nervöse Reize, die sich besonders in den unter 90° abgebeugten Unterarmen bemerkbar machen, wenn er die Rute mit festem Druck und gespannten Armmuskeln hält. Der Rutengänger, als empfindliches Anzeigearbeitzeug, kann also nur Störungen anzeigen. Die Versuche wurden als Zimmerversuche angestellt, und zwar, nachdem zuerst die vorhandenen wirksamen Massen aufgesucht waren, im störungsfreien Teil des Raums. Gase und Dämpfe an sich waren unwirksam, Wasser ebenso wirksam in offenen wie in zugeschmolzenen Glasgefäßen. Elektrische Gleich- und Wechselströme waren nur wirksam in nicht verdrillten Leitungen. Das magnetische Feld erwies sich als unwirksam, denn die Wirkung eines stromdurchflossenen Solenoids wurde durch Abschirmen des elektrischen Felds durch einen geerdeten Drahtnetz Käfig sofort aufgehoben. Da jede Veränderung des elektrischen Felds sich wirksam erwies, so ist damit auch die starke Wirkung ionisierter Gase erklärt, die vielfach beobachtet wurde, besonders aber der starke Einfluß der mit Radiumemanation beladenen Luft. Der Wert der Feststellungen erscheint um so größer, als unter den daraus gefolgerten Annahmen nicht nur günstige Ergebnisse sondern auch die meisten Fehlschläge mit Wünschelruten zwanglos erklärt werden können. So erscheint es zum Beispiel durchaus nicht überraschend, wenn nervöse Verstimmungen oder Ermüdung des Rutengängers einen Erfolg vereiteln. Ebenso muß natürlich jeder luftelektrische Einfluß bei Gewitterneigung diese nur mit einem so empfindlichen Instrument feststellbare Verschiebung der Potentialflächen verschleiern. Es ist fer-

ner auch einleuchtend, daß das Material der Rute kaum Einfluß haben kann, da sie eben nur als sehr empfindlicher Zeiger der im Rutengänger entstehenden Spannungen beziehungsweise Muskelreize dient. Dagegen kann bei dieser Erklärung der Ursache der Ausschläge der Wünschelrute nicht angenommen werden, daß der Rutengänger mit Sicherheit die Art des störenden Einflusses angeben kann.

Hiermit steht im wesentlichen in Übereinstimmung ein Erklärungsversuch Johannes Walthers, der als Geologe dem Wünschelrutenproblem lange Jahre ablehnend gegenübergestanden hatte, durch die Beschäftigung mit der Rutengängerei und eigene praktische Ausübung aber folgende wahrscheinliche Voraussetzungen zu einem Rutenausschlag erkannt hat: 1. ein natürlicher Zustand der Erdrinde unter der Rutenstelle, der von ihrer Umgebung verschieden ist; 2. die besondere angeborene Reizbarkeit gewisser Gewebe des Rutengängers; 3. seine durch Übung erworbene Fähigkeit von den vielen schwachen Reizen, die auf ihn einwirken, denjenigen herauszulesen, der nach seinen Erfahrungen auf einen bestimmten Zustand des Teiles der Erdrinde schließen läßt.

**Kurze Chronik** Zwischen Belgien, Brasilien, Cuba, Ecuador, Frankreich, Griechenland, Haiti, Japan, Liberia, Nicaragua, Panama, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, Siam, Südslawien, Tschechien und Uruguay ist in Paris das Abkommen über die Schaffung eines *internationalen Zentralpatentamts* getroffen worden. Als Sitz des Patentamts ist Brüssel in Aussicht genommen. ◊ Vom Statistischen Amt in Washington werden die gesamten nutzbaren *Wasserkräfte der Vereinigten Staaten* auf rund 38 Millionen Pferdestärken geschätzt, wovon allein 10 Millionen Pferdestärken auf das Gebiet der Niagarafälle und der großen Seen entfallen. ◊ Das in seinem ersten Ausbau Anfang 1914 in Betrieb genommene Goldenbergwerk der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke in Knappsack bei Köln wird nach Fertigstellung der im Bau befindlichen Erweiterungen das *größte Dampfkraftwerk Europas* sein. In diesem Werk arbeiten zugleich die größten Dampfturbinen der Welt. ◊ Für die Schleppe-schiffahrt auf dem Oberrhein zwischen Straßburg und Basel ist der erste *Turbinenraddampfschlepper* Zürich fertiggestellt worden. Die zu lösende Aufgabe war deshalb so schwierig, weil der

Schlepper keinen größeren Tiefgang als 0,9 Meter haben durfte, aber eine Leistung von 800 Pferdestärken aufweisen mußte. Der Dampfer ist von der Firma Escher, Wyß & Co. in Zürich geliefert worden. ◊ Gegenwärtig sind 53 *Fernsprechämter mit Selbstanschluß* in Deutschland im Betrieb, darunter befinden sich die großen Ortsfernsprechnetze in Dresden, München, Leipzig, Halle, Liegnitz, Freiburg. In Stuttgart, Berlin-Zehlendorf, Halberstadt und Dessau sind Selbstanschlußämter im Bau begriffen. ◊ Die Manitoba Power Company errichtet 65 Kilometer östlich von *Winnipeg* ein Wasserkraftwerk von 40 000 Pferdestärken zur Versorgung dieser aufstrebenden Industriestadt mit elektrischer Kraft.

## Literatur

In dem hier in der Rundschau Verkehr (1922 I, Seite 624) bereits angezeigten, aber noch nicht gewürdigten Buch *Arthur Fürsts* Im Bannkreis von Nauen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) werden nicht nur, wie man wohl nach dem Titel annehmen könnte, die Entstehung und die Bedeutung der Nauener Transradiostelle behandelt. Der Verfasser gibt auch und vor allem eine eingehende Darstellung der physikalischen und technischen Grundlagen der Wellentelegraphie und -telephonie. Gerade dieser Teil des Buchs ist von ganz besonderem Wert. Die große Meisterschaft des Verfassers selbst die schwierigsten technischen und wissenschaftlichen Dinge in leicht faßlicher formvollendeter und doch streng korrekter Weise auseinanderzusetzen kommt hier voll zur Geltung. Der gebildete Laie ist deshalb imstande sich an der Hand des Fürstlichen Buchs leicht und zuverlässig über den ganzen Fragenkomplex der drahtlosen Telegraphie und Telephonie rasch und sicher zu belehren. In dieser Hinsicht steht die Fürstliche Arbeit über den zahlreichen anderen populären Darstellungen der Wellentelegraphie, in denen die Darsteller gerade an den interessantesten, aber auch schwierigsten Problemen gescheitert sind, weil ihnen die besondere Gabe fehlte, die Fürst auszeichnet; durch Beispiele aus anderen technischen Gebieten das eindringende Verständnis auch dem nicht technisch geschulten Leser zu vermitteln. In einem einleitenden Kapitel über die »drahtlose Kunst« wird zunächst das ganze Problem der Wellentelegraphie in seiner allgemein kulturellen und technischen Bedeutung aufgerollt. Die Darstellungsweise nimmt den Leser sofort gefangen, und willig folgt er dann dem

Führer über die Höhen und Tiefen des so schwierigen Gebiets. Es folgen Auseinandersetzungen über die wichtigsten theoretischen Grundlagen, indem kurz die Schwingungen im Äthermeer erläutert werden. Hieran schließt sich eine Behandlung des elektrischen Funkens, der ersten Quelle zur Erzeugung elektrischer Wellen, aus der Heinrich Hertz seine für das Werden der neuen Technik grundlegenden Versuche schöpfte. Über die ersten praktischen Verwirklichungen Marconis führt der Verfasser zu dem Wellendetektor Branlys und zu den Arbeiten deutscher Forscher: Slaby, Arco, Braun, Wien, durch deren Zusammenfassung erst die weltumspannende Wellentelegraphie werden konnte. Hierbei wird der Leser zugleich mit den wichtigsten Hilfsmitteln, den Kondensatoren, Selbstinduktionsspulen und dem Begriff der Resonanz, vertraut gemacht. Er versteht dann leicht das Prinzip und den Zweck eines Löschfunkensenders, mit dem zuerst größere Entfernungen sicher überbrückt werden konnten, und der noch heute bei kleineren Stationen, insbesondere auf Schiffen, im Gebrauch ist. Vorausgehungen waren Behandlungen des Kristalldetektors, des Telephons als Aufnahmeapparats für die Morsezeichen, der verschiedenen Antennenformen, insbesondere der Rahmenantenne Brauns, durch deren Benutzung eine ganze Empfangsstation im Tornister transportabel gemacht werden kann. Hierauf erörtert der Verfasser die ungedämpften Schwingungen und die Mittel zu ihrer Erzeugung: Lichtbogensender, Hochfrequenzmaschinen und Vakuumröhrensender, woran sich eine Besprechung der modernen Empfangseinrichtungen anschließt. Ausgezeichnetes Abbildungsmaterial, in dem nur das Wesentliche hervorgehoben wird, erleichtert das Verständnis der Darstellung. In der 2. Hälfte des Buchs wird der Leser in eine moderne Großstation eingeführt, in der er sich auf Grund der vorausgehenden Auseinandersetzungen und der sorgfältig ausgewählten Abbildungen leicht zurechtfindet. Den Beschluß macht eine Behandlung der neuesten Errungenschaften der drahtlosen Nachrichtenübermittlung: die drahtlose Signalgebung im Dienst der Eisenbahnen, die drahtlose Telephonie und die Hochfrequenztelephonie und -telegraphie längs metallischer Leitungen, durch die eine Verbindung mit fahrenden Zügen, vor aber eine erhöhte Ausnutzung bei der telephonischer Drahtverbind ermöglicht wird.